

Christian von Kamp

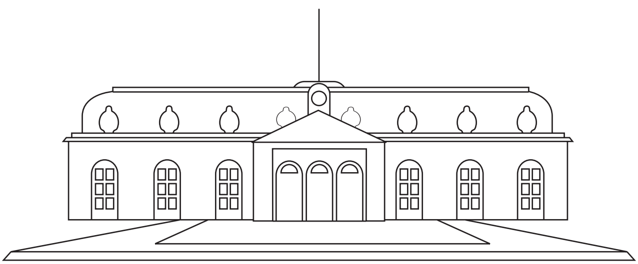
PARKGESPRÄCHE

ROMAN

Christian von Kamp

PARKGESPRÄCHE

Roman



Für die eBook-Gestaltung danke ich
ganz herzlich Herrn Matthias Klemm!

eBOOK
BIBLIOTHEK
littera scripta manet
http://www.ebook-bibliothek.org

Düsseldorf 2002

http://www.christian-von-kamp.de

Cover: Schloß Benrath, Seitenansicht

Elende Kälte, Regen und Sturm. Seltsame Gestalten mit weltfremdem, schmachtendem Gesichtsausdruck, die von allen Seiten hinauf zur Burg strömen und sich im Rittersaal versammeln. An blutroten Stores vorbei der Blick auf die Stadt, die sich wie ein Geschwür in die Landschaft frißt. Botschaft von drüben, und alle Tümpel vibrieren. Überall das Auge mit der Aura. Tränen, Übelkeit. Sie stürzen hinaus und irren durch die Straßen. Verlorene Heimat.

Herbst mit toten Fliegen, und dann der Sternenhimmel. Jetzt ist er reif zum Wandeln.

I. Teil

„Wir sind doch Freunde! Und von meinen Freunden möcht' ich nun mal gerne was mehr wissen; was sie so bewegt, was für Interessen sie haben; über ihre Eltern, ihre Bekannten. Wirst doch davon sicher einiges erzählen können, oder?"

Sie warf Michael einen ermutigenden Blick zu. Bei ihren Worten „Wir sind doch Freunde" durchfuhr ihn ein freudiges Erschrecken. So etwas hatte er, der an Freundschaft schon nicht mehr glaubte, nicht erwartet.

„Ja — ich weiß nicht so recht, Edith. Was soll ich dir erzählen?"

Er schaute sie hilflos an. Angestrengt dachte er nach, er suchte nach einer Antwort, doch sein Kopf wurde nur noch leerer. Was kann man denn überhaupt aus seinem Leben berichten? Was sagt man in solchen Fällen? Bei ihm gab es keine großen Ereignisse. Seine Eltern? Beide einfache Arbeiter. „Meine Eltern sind beide einfache Arbeiter. In der Fabrik."

„Stammen sie von hier?"

Stimmt, darauf hätte er auch kommen können. Ihre Herkunft.

„Aus Jugoslawien."

„Und?"

„Sie sind nach dem Krieg hierhin geflüchtet. Aus einer deutschen Siedlung, sie sind Donau-Schwaben." Er war stolz, daß ihm das einfiel. Er hatte es einmal bei einem Gespräch gehört.

„Und deine Großeltern?"

„Die sind auch hier. Dort unten hatten sie Grundbesitz, sie waren Bauern …, haben alles verlassen müssen.“

Ganz ungewohnt war es ihm, daß jemand sich für sein Leben interessierte.

Sie stapften durch den Schnee, die Hände tief in die Manteltaschen vergraben. Von den Bäumen ringsum nahm Michael kaum etwas wahr; das konnte er auch nicht, da er den Kopf gesenkt und die Augen zu Boden gerichtet hatte, wie fast immer, wenn er spazierenging. Er schwieg wieder und hoffte, daß ihm noch mehr einfiele. Auch Edith schwieg und wartete.

„Ja, und Freunde — Freunde habe ich sonst keine …“

„Sondern?“

„Keine richtigen. Außer Werner und Ulla vielleicht — oder eigentlich nur Werner. Weißt du, die Mormonen. Ich habe dir im Büro schon mal erzählt, daß ich da einige Mormonen kenne. Aber sonst? Meistens bin ich alleine.“

Er wollte nicht „einsam“ sagen. Als er (zufällig!) aufblickte und den Spielplatz mit den Kindern sah, die die Kälte nicht zu spüren schienen und sich offensichtlich großartig vergnügten, versank er in die Erinnerungen an seine eigene Kindheit. Nach dem vierjährigen Krankenhausaufenthalt hatte er noch ein knappes Jahr den Kindergarten besucht. Der war in einem kleinen Stadtpark gelegen, unweit der Kirche, und hatte einen ausgiebig beanspruchten Spielplatz. Ein paarmal war er auch herumgeklettert, aber auf die Dauer machte es alleine keinen Spaß. Meist hatte er abseits gestanden und traurig den anderen zugeschaut, wie sie gemeinsam herumtollten. Sicher, manchmal schlugen sie sich auch, manchmal fielen mehrere über einen her, einmal sogar bekam er mit, wie einer der älteren Jungs einem Dreijährigen ein Ohr abbiß. Er selbst wurde nicht geschlagen, nicht einmal gestoßen, höchstens versehentlich. Es war, als ob er unter einer Glocke stünde: Die anderen Kinder nahmen ihn gar nicht zur Kenntnis. Gelegentlich forderte ihn eine der freundlichen Schwestern auf

mitzuspielen. Er ging dann einige Schritte näher auf eine Gruppe zu, zog sich aber bald wieder in eine leere Ecke zurück. Er fühlte sich unwohl in der Nähe der anderen, weil er sich wie ein Fremdkörper vorkam und nicht wußte, wie er mitspielen sollte.

Wie spielt man mit anderen? Wie spricht man mit ihnen? Wie macht man all dies, was den anderen so selbstverständlich ist? Nicht, daß er nicht darüber nachdachte. Er war sich des Mangels deutlich bewußt, und je mehr er auf die Wunde schaute, desto mehr schmerzte sie. Es war ein stiller, tiefgehender Schmerz, kein heftiger. In gewisser Hinsicht war Michael den anderen Kindern sogar überlegen, indem er erkannte, was diesen, weil selbstverständlich, unbewußt blieb. Und er ahnte, daß ihn diese Überlegenheit noch weiter von den anderen absonderte. Die Situation änderte sich, wenn er eine festgelegte Tätigkeit ausführen sollte, wenn ihm eine bestimmte Aufgabe zugewiesen wurde. Beim Malen und Basteln wußte er mit Farbe und Schere gut umzugehen und stand den anderen nicht nach. Auch an Spielen wie „Ochs am Berg" oder „Wer hat Angst vorm schwarzen Mann" nahm er begeistert teil. Mit den Schwestern kam er gut zurecht, er hielt sich gerne in ihrer Nähe auf; besonders Schwester Monika mochte er, weil sie so freundlich lächeln konnte. Sie erzählte des öfteren biblische Geschichten, und jedes Mal hörte er mit leuchtenden Augen zu. Einmal, als sie vom guten Hirten sprach, der das verlorene Schaf sucht und rettet, rührte ihn dies tief an: Er fühlte sich von einer Geborgenheit umfangen, an die er sich noch Jahre später erinnerte.

Inmitten des Stadtparks, auf einer großen Wiese neben dem Kindergarten, stand einsam eine große Blutbuche, deren breiten Stamm auf einem dreistufigen steinernen Podest eine Bank umrundete. Dieser alte Baum zog Michael mit magischer Gewalt an. Häufig auf dem Weg nach Hause, wenn er die anderen Kinder an sich hatte vorbeiziehen lassen und sich nun unbeobachtet fühlte, nahte er sich scheu dem alten Baum und ließ seinen Blick den

Stamm entlang in die mächtige Krone gleiten. Dann trat er einige Schritte von den Steinstufen zurück und ging langsam um den Riesen herum, den Blick beständig nach oben gerichtet. Konnte man diesem Wunder anders als staunend begegnen? Manchmal stieg er auch die drei Stufen hinauf und setzte sich auf die Bank, den Stamm im Rücken und die Baumkrone über sich. Dann fühlte er sich behütet. Frieden erfüllte ihn, und ein wenig stolz schaute er über die Wiese und zum Kindergarten hin. Befanden sich aber Spaziergänger in seiner Nähe, störte ihn dies empfindlich. Hatte gar ein Rentner aus dem nahegelegenen Altenheim auf der Bank Platz genommen, so näherte sich Michael gar nicht erst der Bank, sondern ging verärgert, oft sogar zornerfüllt, nach Hause.

Der kleine Stadtpark übte auch später, als Michael bereits die Volksschule besuchte, seine Anziehungskraft auf ihn aus. Es gab hier, außer dem des Kindergartens, noch einen zweiten Spielplatz, der jedem Kind zugänglich war. Am liebsten kam er nach der Schule her, um die Mittagszeit, dann hielt sich selten jemand hier auf. Er setzte sich auf die Schaukel, und vor ging's und zurück, vor und zurück, und er genoß es, wie Erde und Himmel sich vor seinen Augen bewegten, miteinander abwechselten, genoß das Schwindelgefühl, das sich einstellte, schloß die Augen, und vor und zurück, und vor und zurück, und er öffnete die Augen. Himmel und Erde, Himmel und Erde. Der gleichmäßige Rhythmus der Bewegungen, das tiefe und schnelle Atmen, das Abwechseln des Gefühls von Schwere und Leichtigkeit riefen einen rauschähnlichen Zustand bei ihm hervor. Aber er war doch zu vorsichtig, als daß er es übertrieben hätte. So ging er in ein langsameres, gemächlicheres Schaukeln über, seine Muskeln erschlafften, und er versank offenen Auges in Traumwelten. So träumte er einmal (oder war es eine Erinnerung?), wie er erkältet im Bett lag und die Zwillingsschwestern aus seiner Klasse, Maria und Manja, die noch warme Schultrinkmilch brachten. Das rührte ihn tief, trieb ihm fast Tränen in die Augen, und seitdem

gewannen Manja und Maria für sein Leben an Bedeutung — was sie übrigens niemals erfuhren. Ein andermal dachte er wehmütig daran zurück — und sein Blick streifte nicht mehr Himmel und Erde, sondern die Vergangenheit —, wie ihm bei einer Klassenwanderung die Hüfte geschmerzt hatte. Er ging schon ganz hinten und konnte kaum Schritt halten mit den anderen, bis endlich einer sich seiner erbarmte und ihn beim Gehen stützte. Er war damals von den Menschen sehr enttäuscht gewesen und hatte zu dem hilfsbereiten Jungen gesagt: „Du bist von allen wirklich der einzige Freund." „Wirkliche Freunde" wurden sie dennoch nicht.

„Hattest du denn als Kind Kameraden?" hörte Michael Edith sagen.

„Nur wenige. Und du?"

„Möchtest wohl von dir ablenken, wie?" lachte sie. „Na gut, ich will dir gern von meinen Freundschaften erzählen. Ich kann mich nicht erinnern, jemals ohne Kameradinnen oder Freundinnen gewesen zu sein. Auch mit Jungs hab' ich als kleines Kind häufig herumgetobt. Damals gab's den Stadtteil Garath noch nicht, alles noch Kornfelder, wo jetzt die Hochhäuser stehen. Und als beste Spielgelegenheit natürlich die Kämpe, der Auwald am Alten Rhein. Zum Glück kann man dort nicht bauen, wegen der Überschwemmungsgefahr. Kannst du dir vorstellen, was für ein Abenteuer das für uns war? Anders als die heutigen ‚Abenteuerspielplätze' und all die sonstigen ‚pädagogisch wertvollen', ‚kindgerechten', ‚kreativen', ‚entwicklungsphysiologisch empfohlenen' Einrichtungen. Aber ich wollte dir ja von meinen Freundinnen erzählen. Da war Marion, ein hübsches, aufgewecktes Mädchen. Ich lernte sie in der Schule kennen. Sie mußte die zweite Klasse wiederholen und setzte sich zu mir in die Bank. Ich lud sie mal zu meinem Geburtstag ein, sie besuchte mich dann oft, und meine Eltern sahen sie ganz gerne, obwohl sie aus ‚asozialen' Verhältnissen kam. Ihr Vater verdiente als Kunstschmied eigentlich sehr gut, sicher nicht weniger als mein Vater

mit seinem Beamtengehalt. Aber die hausten in einer Baracke, einer richtigen Bruchbude. Drinnen sah es verheerend aus. Vor der Haustür, da hatten sie ’nen dicken Wagen stehen, und jedes Jahr wurde ein neuer angeschafft. Ich glaube, die waren mit dieser Art zu leben ganz zufrieden. Natürlich färbte das Verhalten der Eltern auf Marion ab, sie kannte ja nichts anderes. Ihre Hände waren immer ungewaschen, die Schuhe schmutzig, sie schien gar kein Bedürfnis zu haben, sich zu pflegen. Meine Mutter zeigte ihr, wie man sich wäscht und kämmt, wie Schuhe gewichst werden, und Marion lernte mit Begeisterung. Da mußte nur geweckt werden, was in ihr schlummerte. Bald war sie so pieksauber, daß Mutter sie mir als Vorbild hinstellte. Na ja, als Kind war ich wirklich nicht besonders ordentlich, das kam erst später mit meiner Krankheit: Da wurde es für mich eine Notwendigkeit, ich mußte mit meinen Kräften haushalten. Wunderte mich damals, weshalb Mutter uns zwar gerne miteinander spielen sah — meist war’n wir im Garten, da standen noch mehr Bäume als heute, Obstbäume, die sind der Sauberkeit des Rasens zum Opfer gefallen — aber sie versuchte immer zu verhindern, daß ich Marion in ihrer Wohnung besuchte. Erst später, als ich sie einmal von innen sah, wurde mir einiges klarer. Ich sagte ja schon, das reinste Chaos. Und nicht nur im Haushalt. Einmal im Monat, wenn der Vater seinen Lohn bekam, zog die ganze Familie los, und dann warf man mit dem Geld nur so um sich, es wurde gefressen und gesoffen. Marion war ganz begeistert davon.“ Edith lachte. „Sie trug übrigens dazu bei, daß ich mit den ‚Realitäten‘ des Lebens bekannt wurde. Auch wenn ich nicht alles sofort verstand. Einmal grinste sie, ihre ältere Schwester sei schon wieder mit ihrem Freund ‚ins Wäldchen‘ gegangen. ‚Na und‘, dachte ich mir, ‚wenn die beiden eben gerne spazieren gehen?‘ Diese Schwester sei von einem ‚anderen Mann‘, sagte Marion mir ein andermal, nicht von ihrem eigenen Vater. Daraus konnte ich mir nun überhaupt keinen Reim machen. Und als sie mir zuflüsterte, daß ‚die geile

Alte von nebenan mit fremden Männern bumst', begriff ich rein gar nichts. Beim Abendessen erzählte ich den Eltern ganz unbefangen von der bumsenden geilen Nachbarin und wunderte mich, weshalb sie sich betreten ansahen."

Über Michaels Gesicht glitt ein Lächeln.

„Vater nahm die Sache zum Anlaß, mich aufzuklären. Besser als wenn's später auf der Straße passiert wäre."

„Meine Eltern drückten mir nur ein Büchlein in die Hand, es hieß ‚Woher die kleinen Kinder kommen' oder so ähnlich. Ich glaube, ihnen fehlte der Mut."

„Schade, daß Eltern so schnell Möglichkeiten aus der Hand geben, denn … oft besorgt's dann eben die Gosse."

„Bei mir waren es Zeitschriften und so."

„Toll! Da lernst du wackelnde Supertitten kennen, garantiert Silikon, und wie man es am besten auf dem Küchentisch und im Kleiderschrank und schräg um die Ecke treibt. Und das alles ‚wissenschaftlich bewiesen'."

Michael erschrak. Diese Wortwahl! Er selbst, wenn er sich überhaupt äußerte, befleißigte sich einer gepflegteren Ausdrucksweise; dialekthafte und umgangssprachliche Elemente mied er.

Das Thema war Michael unangenehm. Er fragte, wie sich die Freundschaft mit Marion weiterentwickelt habe.

„Sie hielt einige Jahre. Dann ging ich aufs Gymnasium, wir verloren uns aus den Augen. Bis dahin hatten wir viel Freude miteinander gehabt. Einmal allerdings zerstritten wir uns, es gab 'nen Riesenkrach. Ich hatte nämlich einer Klassenkameradin erzählt, wie die Wohnung aussah, und trug dabei ein wenig dick auf: ‚Bei denen hängen Fledermäuse unter der Decke.' Sie konnte natürlich den Mund nicht halten, und noch am selben Tag erfuhr auch Marion von den Fledermäusen, und alle anderen in der Klasse ebenso. Zwei Parteien bildeten sich, zwei Banden, die einen hielten zu Marion, die anderen zu mir, und wir beide wurden die Anführerinnen. Da beschimpften wir nicht nur die

Gegner: Wir rauften und prügelten uns. Schließlich gab's 'nen Gipfel zwischen uns Oberhäuptern, dann große Versöhnung — was einige bedauerten. Übrigens war's das einzige Mal, daß ich an der Spitze einer größeren Gruppe stand."

Michael hörte aufmerksam zu. Mochte er auch kein großer Redner sein, so war er doch ein guter Zuhörer, jedenfalls dann, wenn er nicht gerade in irgendeinen Traum versunken war oder irgendwelchen Gedanken absonderlicher Art nachhing.

„Meist war ich nur mit wenigen Freundinnen zusammen, mit zweien oder dreien — mit denen dann aber häufig. Ich gab in unseren kleinen Runden den Ton an, ohne Absicht, es ergab sich einfach so; wahrscheinlich deshalb, weil ich immer irgendwelche Spiele kannte. Manchmal buhlten meine Freundinnen sogar um meine Gunst. Dabei hab' ich unsere Spiele nie geplant, sie fielen mir einfach ein. Einmal erlebte ich bei meinem Bruder, wie er für seine Geburtstagsfeier alles im voraus arrangierte, und als dann alle Gäste beisammen saßen, spulte er einen Programmpunkt nach dem anderen ab. Ich bewunderte das und wollte es ihm nachmachen. Es wurde 'n Reinfall: ein fader Spielenachmittag, nur Krampf und Künstlichkeit."

*

Sie hatten den Englischen Garten hinter sich gelassen und gingen nun die Hauptallee des Parks entlang, die zum Rheinufer hinunterführte. Das Rokokoschloß, das jetzt in ihrem Rücken lag, hatte Michael nur eines kurzen Blickes gewürdigt, so, als ob er lediglich hatte feststellen wollen, daß dort eben ein Gebäude stand und nicht etwa ein Baum oder ein Reiterdenkmal.

Nach hundert Metern bogen sie rechts in den Schlangenweg ab und folgten seinen unregelmäßigen Windungen. Hier waren sie wieder allein, abseits der großen Ströme der Parkbesucher, die jetzt, am Sonntagnachmittag, die Hauptwege bevölkerten.

Gleich fühlte Michael sich wohler, nicht mehr so eingeengt, obwohl sie hier doch nur zu zweit nebeneinander gehen konnten.

Edith wies ihn auf die Farben des Himmels hin, der zwischen den Baumkronen hing und eine immer dichtere, kostbarere Tönung annahm. Sie liebte diesen winterlichen Himmel. Jetzt schien es, als tropfte flüssiges Gold durch die Äste zu Boden; die blattlosen, schneeüberpuderten Bäume, vorhin noch so klar konturiert, vibrierten.

Michael schaute erstaunt auf; ihm war zumute, als erwachte er soeben aus tiefem Schlaf und nähme jetzt erst wahr, daß er sich auf einem Spaziergang im Schloßpark befand und nicht etwa in seinem Bett lag.

„Phantastisch!“ kam es aus ihm heraus. Er beobachtete das Schauspiel der goldenen Glut und sah (!), wie sie auch das Moos an den Baumstämmen, das Unterholz, den Schnee, besonders aber die braune Laubdecke, soweit sie schneefrei geblieben war, vergoldete; selbst die Luft schien wärmer geworden zu sein.

Vom Rhein her kam ein kaum spürbarer Windhauch und trug einen leichten Rauchgeruch mit sich, der Michael durchaus natürlich vorkam, würzige Winterluft eben. Einen Augenblick lang meinte er auch, den Duft von gegrilltem Fleisch zu riechen. Er wußte nicht, daß wenige hundert Meter entfernt das Hotel-Restaurant „Rheinterrasse“ Vorbereitungen traf für die Jubiläumsfeier des Teckelzuchtvereins „‚Entweder kommst du oder du kommst nicht‘ 1928 e.V.“.

„Ein richtiger Wald!“ schwärmte Michael und strahlte Edith an, um kurz darauf wieder verlegen zu Boden zu blicken, denn es fielen ihm keine Sätze ein, mit denen er seinen Ausruf hätte angemessen begründen können.

„Das täuscht“, sagte sie. „Ein Wald, ein ‚richtiger‘, ist wildgewachsen. Oder es ist ein von Menschen angelegter Forst; man pflanzt ihn dann unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten an. Der Schloßpark ist was ganz anderes. Vielleicht kann man’s so

ausdrücken: Der Forst, der dient ’nem Zweck, aber der Park ist auf den Sinn ausgerichtet. Hier sollst du dich freuen können, einfach so; sollst dein Vergnügen haben, die Schönheiten genießen, sollst staunen, überrascht werden, Muße finden — alles Dinge, die nicht mit Geld zu messen sind und die ja doch eigentlich einen großen Teil des Lebenswertes ausmachen. Nun wirst du sagen, das kann ich im ‚richtigen‘, wilden Wald auch finden. Vielleicht, an ein paar Stellen. Zu denen du dich durch dichtes Gestrüpp hindurcharbeiten mußt. Natur kann großartig sein, klar. Aber sie ist ungezähmt, birgt Gefahren in sich. Und dann die Mühen der Eroberung. Sie mag ja das Richtige sein für einen Naturmenschen, aber würdest du so einer, so ’n Naturbursche sein wollen?“ Sie schaute ihn fragend an.

„Nein.“ Er war einfach sprachlos, ihre Rede kam ihm großartig vor.

„Im Park findest du beides, Natur und menschliche Ordnung, oder … vielleicht besser: kultivierte Natur. Hier hat der Mensch eingegriffen, aufgezogen, gehegt, hier hat er geplant, aber es entstand nicht so ’n totes intellektuelles Machwerk, weil die ‚Schöpfung‘ des Parks aus ’nem Kunstgefühl heraus geschah, aus Intuition. Der Park ist, wie soll ich sagen, ein Kunstwerk aus Elementen der Natur. Ich weiß nicht, ob ich mich verständlich genug ausdrücke?“

Michael nickte.

„Achte mal drauf, wie an verschiedenen Wegen und Plätzen unterschiedliche Bäume gepflanzt wurden, oder Sträucher. Oft nimmt man’s gar nicht bewußt zur Kenntnis, aber es wirkt wohltuend, so, als ob es selbstverständlich so sein müßte. Oder die kunstvolle Leitung des Itterbachs durch die verschiedenartigen Weiher. Du merkst ja nicht, wie raffiniert das Wassersystem reguliert wird. Du freust dich einfach dran. Tagsüber ziehen hier Trupps durch und reinigen und gießen und machen den nötigen Kram, damit die Geschichte nicht versaut. Wenn du abends oder

am Wochenende hier spazierengehst, nimmst du es ohne Nachdenken so hin, diese unauffällige Pflege. Aber sie bewirkt nicht Sterilität, sie verhindert ein Überhandnehmen der ‚Wildheit', das Überwuchern, sie beseitigt eben das Faustrecht der ‚richtigen' Natur und gibt auch dem Zarten 'ne Chance. Erst dadurch erhält der Park das, was du Form oder Gestalt nennen kannst, wie bei einem Gedicht, nur daß der Inhalt eben nicht aus Wörtern besteht, sondern aus … aus naturhaftem Leben. Hier sind Maß und Kraft vereint, verstehst du?"

„Und das alles aus Liebe", stieß Michael hervor. Er blickte Edith bewundernd ins Gesicht: Wie sie das so konnte, dieses Erzählen, dieses freie Sprechen; daß ihr das alles einfach einfiel, anscheinend ohne Mühe, ohne Anstrengung, ohne krampfhaftes Zusammensuchen aus den Hirnzellen.

„Aus Liebe? Wie meinst du das?"

„Na ja, das Schloß ist doch wohl ein Lustschloß. Du weißt schon, was ich damit sagen will."

„Lust", lächelte sie, „hat hier wohl Entspannung bedeutet. Übrigens war Carl Theodor, der Bauherr, nur selten in Benrath, soweit ich weiß, zwei- oder dreimal. Aber das mit der Liebe trifft schon irgendwie zu. Echte Liebe ist eben schöpferisch. Ich kann mir den Park und auch das Schloß nur aus Liebe entstanden vorstellen: aus Liebe zu diesem Werk. Begabung allein reicht nicht aus, um was wirklich Großes zu schaffen."

Sie hatten inzwischen auf den Windungen des Schlangenweges das Zentrum des Parks umrundet und waren wieder an der Hauptallee angelangt. Schweigend schlenderten sie nun Richtung Meliesallee, wo Michael seinen Wagen geparkt hatte.

„Und heut' abend fährst du also nach Wuppertal?" fragte Edith, als Michael seinen Autoschlüssel umständlich aus der Hosentasche zog.

„Ja", sagte er mit leuchtenden Augen und öffnete die Türe der Beifahrerseite. „Ich freue mich schon darauf."

„Wie lange bist du in der Gruppe?“

„Seit drei Jahren. Erst trafen wir uns in Schulräumen, aber dann stellte Ilse, die Älteste, uns ein Zimmer in ihrem Haus zur Verfügung.“

Sie fuhren den Rhein entlang. Die Sonne war bereits zur Hälfte hinter den Pappeln des gegenüberliegenden Ufers verschwunden, allmählich verblaßte das goldene Funkeln im Wasser. Die Nacht nahte, man sah bereits die ersten Sterne. Es würde wieder kälter werden.

Vor ihrem Elternhaus setzte er sie ab.

„Bin ganz schön geschafft“, sagte sie und gab ihm die Hand. „Ich bin froh, wenn ich nichts mehr zu tun brauche, mich einfach fallen lassen kann. Und morgen dann wieder so ’n scheußlicher Arbeitstag. Na, dann viel Freude heute abend.“

Er schaute ihr noch nach, bis sie die Haustür hinter sich geschlossen hatte. Dann setzte er den Wagen wieder in Bewegung. Es war der 8. Januar 1978.

*

Frühsommer 1974, ein Sonntag. Langsam rollte der Zug über die Hohenzollernbrücke und bog dann ein in den Hauptbahnhof. Der Rhein, den er bei früheren Fahrten nach Köln kaum beachtet hatte — es genügte doch, wenn alle anderen in die Fluten glotzten und den Schleppkähnen hinterherstaunten — wurde jetzt von dem Neunzehnjährigen freudig begrüßt. Sogar das Reiterstandbild am Ende der Brücke schien ihn diesmal herzlich willkommen zu heißen.

Beim Aussteigen betrachtete Michael neugierig die anderen Fahrgäste. Wer mochte wohl außer ihm an der Veranstaltung teilnehmen? Er meinte, dies in den Gesichtern ablesen zu können: vielleicht an einer besonderen Art eines friedvollen oder glückseligen oder ähnlichen Ausdrucks. Als er das Wort „glückselig“

dachte, durchzog ihn, wie schon so oft, ein leichter Schauer: wohl ein Vorbote, wenn nicht gar eine erste Woge seiner Glückseligkeit, die er bisher noch nicht empfunden hatte.

Eine junge Frau mit hellblondem Haar war die einzige, die er der „Gemeinschaft“ zuordnete, sozusagen aus tiefer Ahnung oder Intuition heraus. Ihr Lächeln ähnelte dem des Guru, Sri Premananda, dem „durch Liebe Glückseligen“. In der großen Bahnhofshalle verlor er jedoch die Frau im Gedränge aus den Augen. Nun, er hatte ja den Stadtplan dabei. Und die Einladungskarte. Beide zog er aus seiner Jackentasche hervor. Beinahe verliebt betrachtete er das Emblem der „Gemeinschaft“ rechts oben auf der Karte: ein von einer zitronengelben Aura umgebener dunkelblauer Kreis, dem ein goldenes Viereck eingezeichnet war, aus dessen Mittelpunkt ein Auge mit orangefarbener Iris den Betrachter anschaute. Der symbolische, auf tiefste Wahrheiten verweisende Gehalt dieses Zeichens schien Michael derart gewaltig zu sein, daß er ihn gar nicht auszudenken wagte. In der Mitte der Karte stand groß das Wort „Satsanga“ und darunter der Text mit Angaben über Ort und Zeitpunkt des Ereignisses. Zwei Schwestern aus dem Mother-Center in Los Angeles unternahmen eine Reise durch Europa, und die deutsche Sektion der „Gemeinschaft“ veranstaltete Zusammenkünfte in Berlin, Köln und München, um die Sisters feierlich zu ehren. Fortgeschrittenere Mitglieder der „Gemeinschaft“ wollten sich von ihnen in die höchsten Stufen des Raja-Yoga einweihen lassen. Ein Ereignis ersten Ranges! Bei Michael würde es noch dauern, da er erst seit einem Jahr der „Gemeinschaft“ angehörte und gerade im Begriff war, die untersten Stufen der Bewußtwerdung zu erklimmen.

Nachdem er sich nochmals kurz vergewissert hatte, welchen Weg er gehen mußte — selbstverständlich hatte er den Plan schon vorher genau studiert —, stieg er die Stufen zur Dom-Plattform hinauf und ließ den Dom hinter sich liegen, da dieser seine Funktion als örtlicher Orientierungspunkt (falls man angesichts seiner

gewaltigen Ausmaße von einem Punkt sprechen kann) erfüllt hatte. Nach 10 Minuten Fußweg langte er beim Hotel an.

Im Garderobenraum geschah es.

Neugierig schaute er sich die wenigen Menschen an, die sich miteinander unterhielten, ihre Garderobe abgaben oder, unter Büchern, Kassetten, Bildern, Räucherstäbchen und Emblem-Anstecknadeln wählend, am Büchertisch standen. Wie oft war das Portrait des Guru hier zu sehen, sein Gesicht, verklärt, oder seine ganze Gestalt in ockerfarbenem Gewand vor dem Hintergrund eines Sonnenuntergangs, oder, eine große Blumengirlande um den Hals, auf einem Sessel sitzend, nein: thronend, der Ehrwürdige, der Heilige, der Erhabene. Michael wurde es ganz leicht ums Herz: Sri Premananda war sein Guru. Sein Guru! Und der der meisten Anwesenden, die zum großen Teil bereits im Saal nebenan saßen, sowie der noch Kommenden. Das verband, über alle menschlichen Schranken hinweg. Man war eine Gemeinschaft. Man war die „Gemeinschaft".

Da geschah es.

Bevor er den Saal betrat, wollte er seine Jacke abgeben. Die Garderobieren waren offenbar Mitglieder der „Gemeinschaft", sie trugen das Emblem. Eine von ihnen, ein junges Mädchen von vielleicht 20 Jahren, nahm das Kleidungsstück entgegen. Sie hatte ein auffallendes violettes Abendkleid an, und langes schwarzes Haar fiel auf ihre Schultern. Michael bemerkte es in diesem Augenblick gar nicht. Erst später schaute er sich das Mädchen genauer an. Jetzt sah er nur eines: ihr Gesicht. Es traf ihn ins Innerste.

Ein Lächeln spielte da um ihre Lippen und Augen, so zart und fein, unsagbar fein, wie er es bei den Menschen, denen er bisher begegnet war, noch niemals erlebt hatte. Es war, als lächelte nicht sie selber, aus sich heraus, sondern die Gottheit durch sie hindurch. Vollkommener Frieden sprach aus diesem Lächeln, Stille, gepaart mit Freude, einer abgrundtiefen Freude. Es war die

Glückseligkeit selbst, die aus diesem Gesicht leuchtete und zu ihm herüber drang, ihn ergriff und erschauern ließ. Er vibrierte vor Seligkeit, er schwang in tiefsten Tiefen mit. Doch keineswegs verschwommen, sondern ganz klar, ganz eindeutig. Ihm eröffnete sich augenblicklich eine neue Welt, eine Sonne über seinem trüben Erdendasein. Er ahnte, was wirkliches Leben ist, wohin es sich entwickeln kann.

Das Mädchen war eine Heilige, ohne jeden Zweifel. Auch die anderen Anwesenden behandelten sie mit entsprechender Scheu und Achtung und wurden durch ihre Gegenwart beglückt. Übrigens sahen sie einander nur ganz kurz in die Augen, aber ihm war es wie die Ewigkeit!

Nach diesem Ereignis betrat Michael den Festsaal. Seine Augen mußten sich erst einmal an die Dunkelheit gewöhnen, seine Ohren an die Stille. Kein Laut war zu hören, höchstens einmal ein ganz vorsichtiges Räuspern oder ein Rascheln der Kleidung. Die meisten Stühle waren bereits besetzt. Michael nahm in der hintersten Reihe Platz; er ärgerte sich, daß er keinen früheren Zug genommen hatte. Ganz vorne, auf einem nur schwach beleuchteten Podest, das wohl gelegentlich als Bühne dienen mochte — an beiden Seiten war ein schwerer roter Vorhang zu erkennen —, sah er rechts und links eines altarförmigen Aufbaues die beiden Schwestern sitzen, gehüllt in ockerfarbene Seidengewänder, indischen Saris vergleichbar. Michael staunte über das unterschiedliche Aussehen der beiden Damen: Während die ältere gutes Essen nicht zu verachten schien und ihren Sessel voll ausfüllte, dürfte die jüngere ein eher asketisches Leben geführt haben; der leichte Stuhl, auf dem sie saß, hätte ihrer geistlichen Schwester gewiß nicht das erforderliche Fundament geboten.

Es ist immerhin bemerkenswert, daß Michael dieser Unterschied auffiel.

Das Tischchen, das, mit einer weißen Damastdecke überzogen, den Altar darstellte, trug ein von brennenden Kerzen umstelltes

Bild des Guru. Aus dem breiten Gesicht schmolz ein unsagbar feines Lächeln in den Raum.

An der rückwärtigen Wand bemerkte Michael das Emblem der „Gemeinschaft“: eine große runde Scheibe mit gelbem Rand, vor dunkelblauem Hintergrund das goldene Viereck und das orangefarbene Auge. Einen Augenblick lang dachte Michael an eine Zielscheibe, drängte dann aber sofort diesen blasphemischen Gedanken in den Hintergrund.

Tiefe Stille im Saal. Sämtliche Stühle waren inzwischen besetzt, einige der Anwesenden mußten stehen. Keiner rührte sich vom Fleck. Man schwieg. Das Flackern der Kerzenflammen und das Heben und Senken der Brustkörbe waren die einzigen erkennbaren Bewegungen.

Seligkeit schwebt in der Luft.

Die jüngere der Schwestern hob ein tragbares Harmonium vom Boden auf und stellte es auf ihren Schoß. Langsam, ganz langsam, schwollen die Töne an. Erst war es, als improvisierte sie, dann wurde eine Melodie hörbar, die sich mehrmals wiederholte, die Melodie wurde abgewandelt und in der variierten Form ebenfalls mehrfach gespielt, sodann eine dritte Variante eingeführt, die dann nochmals und nochmals erklang. Und der ganze Reigen begann von vorne, die Melodiebögen folgten aufeinander, immer wieder, und rundherum drehte sich der Kreis, der kosmische Kreislauf, das Auf und Ab der Zeiten, ewige Wiederkehr. Die Anwesenden hatten inzwischen einen Gesang angestimmt, einen Lobpreis auf den Guru, wenige Worte nur, die in ständiger Wiederholung, melodisch abgewandelt, erklangen, und auch Michael sang mit, als ihm nach kurzer Zeit die Melodie geläufig war, sang, was sein Herz hergab, sang und sehnte, bebte, schwebte hinein, hinauf ins Sein, ins All, allüberall.

Und die Körper vibrierten. Freude stieg auf, unermeßliche Freude. In dir, in mir, in Michael.

Seligkeit schwebt in der Luft.

Dann wurden Harmonium und Stimmen leiser und leiser und verklangen schließlich. Die letzten Töne verhauchten in den Äther. Und wieder war Stille, die Stille reiner Freude.

Tief tauchte man nun in sich hinab, in die eigene Seele, in den Bronn seines Selbst, um den göttlichen Odem zu spüren, seinen lautlosen Gesang zu vernehmen.

Selige Stille.

Mit sanften Worten holte die ältere Schwester die Anwesenden in die Gegenwart räumlicher und zeitlicher Begrenzung zurück, um nun von den Erlebnissen mit ihrem Guru, der ja der Guru fast aller hier Weilenden war, zu berichten.

Verhalten und mild sprach sie, Freude schwang in ihren Worten mit, und Michael erkannte ihre grenzenlose Bewunderung für den Guru, der er sich in diesem Augenblick uneingeschränkt anschloß. Bei vielen der Zuhörer meinte man ein ganz leichtes, aber beständiges Nicken mit dem Kopf wahrnehmen zu können, obwohl sie doch von den Erlebnissen der Schwester zum ersten Mal hörten (wohl hatten sie bereits von ähnlichen Geschehnissen gelesen).

Einmal, so berichtete sie, wollte sie einen häßlichen Strauch aus dem Garten entfernen, obgleich sie wußte, daß der Guru sogar das geringste Lebewesen liebte. Es gelang ihr jedoch nicht, ihn mit bloßen Händen aus dem Boden zu reißen, so sehr sie sich auch mühte. Die meisten Zweige hatte sie immerhin schon abgeknickt. Auf dem Weg zum Geräteschuppen, wo sie eine Schaufel besorgen wollte, begegnete ihr der Guru. Sie versuchte, nach kurzem Gruß rasch weiterzugehen, er aber blickte, ohne daß er den Strauch gesehen hatte, tief in ihre Augen und sagte mild: „Du willst also töten." Dann ging er weiter, ins Haus hinein.

Tiefe Reue erfaßte unsere Schwester. Sie eilte zurück zu dem halbtoten Strauch und versuchte zu retten, was zu retten war.

Bereits wenige Monate darauf hatte sich das häßliche Gestrüpp zu einem prächtig grünenden Busch entwickelt, der zudem

das Auge mit einer seltenen Blütenpracht erfreute. Ob das nicht ein Werk des Guru war?

Dankbar lächelten alle im Saal. Dank dem Guru, dem Heiler, dem Lebensspender, dem Großen Lehrer, der in aller Herzen auch verkrüppelte Büsche der Liebe zu neuem, blühendem Leben erweckt.

Der krönende Abschluß der Feierlichkeiten: ein Film über Sri Premananda. Michaels Augen (und nicht nur seine) wurden feucht. Ihn in Bewegung sehen, IHN, der ihn so oft auf Abbildungen schon beglückt hatte. Dieses Antlitz, durch das das Göttliche hindurchschimmerte. Die Augen, durch die der Kosmos in seiner dunklen Unergründlichkeit den Betrachter ergriff und umschloß. Die Mundwinkel, die die Seligkeit der Liebe offenbarten.

Vor einem knappen Jahr, nach dem Italien-Urlaub mit einem Klassenkameraden — Michael hatte ihn gebeten, den Urlaub schneller als vorgesehen zu beenden, so daß sie auf Rom verzichteten —, war wie erhofft das Bestätigungsschreiben mit der Mitgliedskarte aus Los Angeles eingetroffen, zusammen mit der Sendung einiger Bücher von Sri Premananda, den Michael endlich — nach langer Wartezeit — seinen Guru nennen durfte. Auf jedem der Bücher war der Guru abgebildet. Da Michaels Eltern noch nicht von ihrer Nordseereise zurückgekehrt waren, schlief er während zweier Wochen nachts im Ehebett, die Bücher auf der Kommode. Wie frei fühlte er sich in diesen Tagen, Herrscher über das ganze Haus, dessen einziger Bewohner er zur Zeit war, denn auch sein jüngerer Bruder urlaubte gerade. Vor dem Zubettgehen schaute er sich die Portraits auf den Büchern an, eines nach dem anderen, wie ein Verliebter vielleicht das Bild seiner Geliebten betrachtet. Michael versenkte sich tief in die Augen des Guru, und ihm schien, daß auch der Guru ihn liebevoll, manchmal sogar gerührt, anblicke. Er wäre kaum verwundert gewesen, wenn der Meister ihn aus der Fotografie heraus angesprochen hätte.

Die Feier war beendet. Beim Verlassen des Hotels sah Michael, wie die Schwestern sich mit dem Mädchen im violetten Kleid unterhielten. Er betrat die Straße. Inzwischen war es dunkel geworden, einige warme Regentropfen fielen. Er summte den Lobpreis des Guru vor sich hin, fast hätte er getanzt vor Freude. Ein milder Hauch liebkoste sein Gesicht. Seligkeit schwebt in der Luft.

*

„Und deine Eltern?"

„Die waren dagegen! Und sind es immer noch." Michael schaute ein wenig düster drein, sein Blick wollte gar nicht so recht dem Vogelgesang entsprechen, der von allen Seiten her auf sie eindrang. „Erst als ich volljährig wurde, konnten sie nicht mehr verhindern, daß ich der ‚Gemeinschaft' beitrat."

Sie waren im Rondell angelangt, dem Zentrum des Schloßparks. Ringsum standen die Hecken und Bäume bereits im saftigen Grün, und auch der Rasen zwischen den Wegen sproß kräftig. Da Michaels Hüfte schmerzte, setzten sie sich auf eine Bank.

„Sie hielten das alles für Schwindel und Suggestion", fuhr er ärgerlich fort. „Von vornherein lehnten sie es ab, schon als ich ihnen das erste Mal davon erzählte. Mutter meinte, ich käme dadurch noch weniger unter ‚richtige' Freunde und würde mich vom ‚normalen' Leben noch weiter entfernen. Sie haben sich nicht einmal die Mühe gemacht, Premanandas Bücher zu lesen, obwohl ich sie regelrecht anflehte. Und später, als ich in der Gruppe war, sind sie auch nicht mitgekommen. Aber vielleicht tue ich ihnen Unrecht. Sie waren sicherlich ehrlich um mich besorgt. Und da sie wegen des Krieges kaum die Schule besucht haben, fanden sie möglicherweise nicht die passenden Worte. Vielleicht hatten sie sogar Angst davor. Aber dennoch, ein wenig mehr hätten sie sich schon bemühen können und sollen." Ärger kann beredt machen. Michael staunte im nachhinein selbst darüber.

Sie erhoben sich und setzten ihren Weg fort. Obwohl sie doch, seit jenem Spaziergang im Januar, seit gut vier Monaten also, fast jedes Wochenende den Park aufgesucht hatten, kannte er immer noch nicht die Wege. Wenn man ihn an einer beliebigen Stelle des Parks stehengelassen hätte, so wäre er tatsächlich hilflos gewesen. Im Rondell etwa: Welchen der acht von hier sternförmig ausstrahlenden Wege hätte er gehen müssen, um zur Meliesallee zu gelangen? Im Grunde war alles ganz einfach — oder etwa nicht? Edith machte sich häufig lustig über seine Orientierungslosigkeit, aber da es bei den Parkwegen um nichts Wesentliches ging, fand sie diese Schwäche sogar liebenswert. Unbestreitbar, die Wege wiesen deutliche Ähnlichkeiten auf, aber man brauchte nicht einmal sehr genau hinzusehen, um die Unterschiede zu erkennen, in Länge und Breite, im Bewuchs, in der Fernsicht. Es ist doch wohl ein Unterschied, ob man geradewegs aufs Schloß schaut, oder zu einem der Weiher oder zur Reitbahn.

„Am Anfang war es ganz schlimm“, nahm er den Gesprächsfaden wieder auf. „Als ich 17 war, bat ich sie um ihre Unterschrift für die Mitgliedschaft. Ich war ja noch minderjährig. Sie lehnten ab. Es war ein erbitterter Kampf. Zum Schluß gingen alle verweint zu Bett. Wir sprachen wochenlang nicht mehr darüber, jeder hatte Angst davor. Dann, als ich einige Argumente gesammelt hatte, die jeden Widerspruch im Keime ersticken mußten, trat ich wieder an sie heran. Es half nichts. Es ging aus wie beim ersten Mal. Und dann wieder Schweigen, weil eine Mauer der Angst und der Hilflosigkeit zwischen uns stand. Monatelang. Mir war es wie eine Ewigkeit. Bis ich schließlich und endlich 18 wurde.“

Sie bogen in den Rundweg ein, der wie ein Rad mit acht Speichen um das Rondell verlief. Hier waren sie wieder für sich, abseits der Wege, die von der Masse der Spaziergänger bevorzugt wurden. Nur ein älterer Herr kam ihnen entgegen, hochgewachsen und mit ernstem Gesichtsausdruck. Er grüßte sie herzlich.

„Wer ist das?“ fragte Michael seine Begleiterin.

„Dr. Herzog. Er machte mir damals Mut, als es mir so dreckig ging. Steckte bis zum Hals im Mist. Er, ganz nüchtern, hat mir wieder auf die Beine geholfen. Zeigte mir, daß es auch Schönes in dieser Welt gibt, und auf einmal hatte ich wieder Lust am Leben. Übrigens hab’ ich dich in den letzten Wochen schon ’n paarmal auf ihn hingewiesen. Schon vergessen?“

„Hm. Ich muß es überhört haben.“ (Sei doch ehrlich, Michael, du hast dich einfach nicht für ihn interessiert, wie du überhaupt wenig Anteil an anderen Menschen nimmst! Mit einer Ausnahme: Edith.). „Dieser Dr. Herzog hat aber deine hormonelle Störung nicht beseitigt? Du leidest doch immer noch darunter.“

„Klar, er konnte nur ’nen Teil der Beschwerden beheben. Aber immerhin. Du hättest mich vor ’n paar Jahren erleben sollen, als es mir, im Vergleich zu heute, so richtig saumäßig ging. Dr. O. F. Urioso hätte sicher behauptet, daß Dr. Herzog nur an den Symptomen rumkuriert und nicht an die eigentliche Ursache rangeht. Damals war ich zum Glück nicht mehr in Uriosos Behandlung. Mensch, mir ist doch lieber, einige dieser ach so nebensächlichen Symptome hören auf, mich zu quälen, als wenn jemand groß über Ursachen herumspekuliert, aber mir nicht im geringsten hilft. Weißt du, diese Alles-oder-nichts-Einstellung. Man will das Übel bei der Wurzel packen, und wenn die Wurzel nicht gefunden wird, gut, muß der Patient eben weiter leiden, weil man es verschmäht, durch weniger anspruchsvolle Maßnahmen Schmerzen zu lindern. Wo kämen wir denn da hin? Der Schmerz ist doch nur die Oberfläche, ein ‚Symptom‘ eben!“

Edith hatte sich in Wut geredet.

In jedem einigermaßen ansprechenden Roman würde der Autor jetzt schildern, wie der junge Mann das Mädchen bewundernd anschaut, weil sie durch ihre Heftigkeit an Schönheit gewinnt, oder er dies in seiner Verliebtheit zumindest zu sehen vermeint. Michaels Blick müßte jetzt über Ediths langes, kasta-

nienbraunes Haar gleiten, die Zornesröte auf ihren Wangen und ihre lebhafte Gestik müßten sein Gefühl aufwallen lassen, der ernste Gesichtsausdruck ihn anrühren; er müßte bewegt die kleine, magere Gestalt betrachten und angezogen werden von der unergründlichen Tiefe der dunkelbraunen Augen. Doch was geschieht stattdessen? Michael schaut zu Boden.

Immerhin hörte er ihr aufmerksam zu und fragte nach der Behandlung durch diesen — wie hieß er noch? — Urioso, Dr. O. F. Urioso.

„Unser Hausarzt hatte ihn mir damals empfohlen. ‚Ein guter Psychologe. Sie werden es ja selbst erleben.' Ja, ich erlebte es, und es reichte mir vollkommen. Als ich in seinem Wartezimmer saß, wurde mir flau in der Magengegend, und ich wär' am liebsten wieder gegangen. Wieder diese ganze Prozedur, dachte ich, die ich schon bei wer weiß wievielen Ärzten durchstehen mußte! Na ja, er nahm sich Zeit für mich, wenn's auch nichts brachte. Ärzte sind ja auch keine Wunderheiler, und die Patienten keine Maschinen, die man einfach so reparieren kann. Aber was ich dem Urioso echt ankreide ist, daß es ihm nicht um mich ging, sondern um irgendwelche Psychomodelle, in die er mich nun reinquetschen wollte. Von allem, was ich ihm von mir erzählte, merkte er sich nur das, was da reinpaßte. Oder die Tatsachen wurden eben zurechtgebogen. Als ich ihn auf meine körperlichen Beschwerden ansprach, faselte er was von Nebenkriegsschauplatz. Ich litte eigentlich ganz woanders, irgendwo tief in der Psyche. Nur: Ich wisse es eben noch nicht. Für die Unordnung in meiner Seele fand er bald Anzeichen: etwa die Gewissensbisse, die er selbst in mir hervorrief."

„Wodurch?"

„Dadurch, daß ich nicht so war, wie ich zu sein hatte. Ich entsprach nicht seinem Schema eines seelisch Gesunden. Und das gab er mir immer wieder zu verstehen — ganz freundlich, ganz sanft, aber unmißverständlich. Zum Beispiel meine Liebe zu Büchern.

Damit wich ich von der Norm ab. Zeitung lesen hätte er wohl akzeptiert, aber Bücher? Das isoliert doch von der Gemeinschaft!"

Sie hatten den Rundweg verlassen und strebten dem Englischen Garten zu, der sich an den Waldteil des Parks anschloß. Michael blickte auf, als sie die Fächerallee durchquerten, und stellte zum ersten Mal verwundert fest, daß die alten Linden einen langen, kathedralartigen Raum eingrenzten. (Edith hatte ihn schon einmal auf diese Erscheinung hingewiesen, aber er hatte es wohl vergessen). Später erfuhr er, daß diese kirchenschiffartige Wirkung (drei Schiffe sind es genaugenommen, ein breites Haupt- und zwei schmalere Seitenschiffe) nicht beabsichtigt gewesen war. Sie kam auf natürliche Weise dadurch zustande, daß man die Linden nicht mehr zurechtschnitt. Freilich wäre der Natur alleine dieses Kunststück einer Baumkirche nicht gelungen, sie wäre nicht auf diese Idee gekommen, denn der Luftdom basierte ja auf einem von Menschenhand angefertigten Grundriß, auf der Pflanzung einer dreiläufigen Allee.

Edith wunderte sich, daß Michael einfach stehenblieb und in die Höhe schaute. Jetzt schien er wieder in Gedanken zu versinken, doch löste er sich kurz darauf aus seiner Erstarrung.

„Du sagtest mir doch kürzlich, daß du auch Bücher liest?" fragte Edith.

„Ja."

„Welche Art von Bücher denn?"

„Och, alles mögliche. Dieses und jenes." Pause.

„Zum Beispiel?" Daß sie Michael wieder alles aus der Nase ziehen mußte!

„Metaphysik und so." Er zögerte ein wenig. „Na ja, über Parapsychologie etwa habe ich schon einiges gelesen. Telepathie und ähnliches wurden durch wissenschaftliche Versuche schon nachgewiesen."

„Und du glaubst daran?" Edith schaute ihn an, als wollte sie mit ihrem Blick sagen: „Das kann doch nicht dein Ernst sein."

„Warum nicht?“ fragte er gereizt zurück. „Meinst du, diese Hohlköpfe von Naturwissenschaftlern, die starr alles Übersinnliche ablehnen, hätten die Wahrheit für sich gepachtet? Es gibt mehr Wirklichkeiten als das Sichtbare und Fühlbare!“

„Bestreit’ ich ja gar nicht“, erwiderte Edith, nun ihrerseits ein wenig aufgebracht. „Aber machst du’s dir nicht ’n bißchen einfach? Wirfst sie alle in einen Topf. Ein Eintopf von Naturwissenschaftlern. Sicher gibt’s darunter auch ’n paar mit ’m Brett, mit ’ner Meßlatte vorm Kopp. Mehr oder weniger viele. Übrigens erhebt auch die Parapsychologie den Anspruch, ‚wissenschaftlich‘ zu sein, und will alles in Zahlen und Formeln packen.“

Michael schaute schweigend zu Boden. Was hätte er sagen sollen? Er fühlte sich angegriffen, doch gelang es ihm nicht, seine eigene Position genau auszumachen und gezielt zu kontern.

„Die Parapsychologen“, fuhr Edith fort, „begehen den gleichen Fehler wie die Psychologen und die Soziologen. Sie wollen die Seele und gleich dazu noch das ganze Leben wie ’nen Schmetterling einfangen, aufspießen und in Schaukästen einsortieren. Was übrigbleibt, ist ’ne Leiche.“ Ediths Seele war einst naturwissenschaftlich malträtiert worden. „Am liebsten möchten die beweisen, daß die Psyche 37 cm hoch ist und grün-rosa gestreift. Und dann noch …“

Ein wildgewordener Enterich, der vor ihren Füßen vorbeischnatterte und auf eine Ente losging, unterbrach sie mitten im Satz.

Sie waren inzwischen beim Seerosenteich angelangt.

„Und hier in der Nähe wächst also der Mammutbaum?“ fragte Michael.

„Wenn er ausgewachsen ist, soll er bis nach Köln zu sehen sein. Als ich noch ein Kind war, hat mein Vater ihn mir mal gezeigt. Seitdem hab ich ihn noch nicht wiedergefunden. Wohl andere exotische Gewächse, chinesische Lärchen oder ähnliches.“

„Man könnte also sagen, der Baum mit den größten oder höchsten Möglichkeiten sei am unauffälligsten.“

„… erkannte soeben unser Jung-Philosoph“, lachte Edith.

Sie ließen sich auf den Stufen der rückwärtigen Freitreppe des Schlosses nieder. Vor ihnen lag der Spiegelweiher, an dessen Längsseiten Prozessionen von Parkbesuchern entlangzogen; heute, an einem schönen Sonntagnachmittag, waren es besonders viele.

„Ein ewiges Hin und Her, Auf und Ab“, konstatierte der Jung-Philosoph. Doch kein Lächeln begleitete seinen Kommentar, ganz ernst blieb sein Gesicht. Er selbst war überzeugt davon, ein todernster Mensch zu sein. Erst später, auf Bahnsteig 11, brach seine Überzeugung zusammen, oder vielmehr: sie platzte aus ihm heraus und löste sich in Wohlgefallen auf. Doch bis dahin sollte noch einige Zeit vergehen. An manchen Überzeugungen hielt er hartnäckig und sehr lange fest.

„Früher“, sagte er leise, dabei unverwandt die Prozessionen beobachtend, „als ich etwa 11 oder 12 Jahre alt war, las ich mit Vorliebe Bücher über Physik und Chemie, die ich mir in der Erwachsenen-Bücherei auslieh. Zu Hause, im Keller, machte ich dann einige chemische Experimente … Manchmal stank das ganze Haus davon … du, und stell dir vor“, wandte er sich lächelnd an Edith, „im Traum erfand ich sogar ein Tonbandgerät und den Ionen-Raketenantrieb.“

Sie schaute ihn fragend an. Er erklärte ihr, was ein Ionen-Antrieb ist. Und wie ein Teilchenbeschleuniger funktioniert.

Einmal hatte er versucht, ein Perpetuum Mobile zu konstruieren, obwohl er natürlich wußte, daß dies theoretisch unmöglich war, wegen des Energieprinzips und des zweiten Hauptsatzes der Thermodynamik. Der Vater eines Freundes fertigte das Gerät dann nach Michaels Plänen an. Ausprobiert wurde es jedoch nicht mehr, Michaels Interesse hatte sich inzwischen anderen Gebieten zugewandt, Science Fiction, Grenzwissenschaften und Yoga.

„Und wer hat dich auf diese Gebiete und auf die Bücher aufmerksam gemacht? Ich meine, wer hat dich irgendwie angeleitet … oder angewiesen?“ fragte Edith.

„Wie, ich verstehe nicht recht.“ Michael schaute sie erstaunt an. „Wer sollte mich denn angeleitet haben? Wenn ich auf etwas stieß, was mich interessierte, habe ich mir selbst alles zusammengesucht.“

Wieder starrte Michael auf die ewigen Prozessionen. Edith fiel es zum wiederholten Mal auf: die Steifheit seines Rückens beim Sitzen, als ob sich an der Stelle seiner Wirbelsäule ein Besenstiel befände. Außerdem vollführte er mit seinem Kopf manchmal seltsame Bewegungen, als wollte er ihn zurechtrücken: damit der Besenkopf genau auf den Stiel paßte.

„Weshalb sitzt du eigentlich immer so — aufrecht?“

„Ich bin dabei gar nicht verkrampft, wenn du das meinen solltest. Es entspannt und ist eine gute Übung für den Meditations-Sitz.“ Er seufzte. „Nur mein Nacken soll etwas verspannt sein, sagt meine Heilpraktikerin. Ich vermute, das ist die Ursache für einige … Schwierigkeiten, die ich schon seit längerem beim Meditieren habe. Es wird schon vorbeigehen … mit der Zeit. Es muß!“ Die letzten Worte stieß er verbittert hervor. „Es muß!“ wiederholte er nach einer Weile. „Sonst hat mein Leben keinen Sinn mehr!“

Edith erschrak. Sie spürte hinter seinen Worten eine Entschlossenheit, Leidenschaft, ja Radikalität, die ihr bisher bei ihm noch nicht bewußt geworden waren.

*

„*bliss*: Glückseligkeit.“

Michael lernte schnell und konnte sich das Gelernte gut einprägen — wenn es ihm wichtig war. Edith erzählte er immer, er habe ein schlechtes Gedächtnis. Er glaubte es selbst.

„*bliss*: Glückseligkeit.“

Einmal eingeprägt, vergaß er es nie mehr. Dabei war ihm der Englischunterricht in der Schule immer ein Greuel gewesen. Doch der Guru sprach und schrieb in Englisch.

„*to long for*: sich nach etwas sehnen."

Die „Gemeinschaft" hatte ihm versehentlich die englische Ausgabe des Lehrbuchs zugesandt. Er behielt es. Täglich mühte er sich um die Übersetzung einiger Seiten, mit Hilfe seines Schulenglisch und eines Wörterbuchs, und er staunte, wie es von Mal zu Mal besser gelang.

„*to crave for*: sich nach etwas sehnen."

Michael war verliebt. In den Guru. Und in alles, was mit dem Guru zusammenhing. So auch in des Guru Sprache.

„*to yearn for*: sich nach etwas sehnen."

Ein Schauer durchlief ihn, wenn er nur an die Wörter dachte, die der Guru mit Vorliebe gebrauchte.

„*longing, yearning*: Sehnsucht, Verlangen; auch: sehnsüchtig."

Der Guru sprach ihm aus dem Herzen. Michael fühlte sich verstanden, denn der Meister sah seine Sehnsucht, sein Verlangen. Mochte auch in den meisten anderen die wahre Sehnsucht verblaßt sein, in den Zufriedenen, denen irdischer Genuß genügte, in den Unzufriedenen, die doch nur Weltliches anstrebten: In ihm selbst brannte das Feuer der Sehnsucht. Wonach? Nach einer Erfüllung irgendeiner höheren Art.

Der Guru sagte ihm (durch seine Schriften, versteht sich), welches das Ziel seiner Sehnsucht war: *bliss*, Glückseligkeit. Und diese Glückseligkeit, sie ist — Gott! Jeder Mensch sehnt sich nach ihr (der Glückseligkeit), also nach Ihm (Gott). Vielen ist diese Sehnsucht nur nicht bewußt, sie sagen Geld oder Macht und meinen (im Grunde ihres Herzens): *bliss*. —

Es war ein Winterabend des Jahres 1975. Die Eltern saßen unten im Wohnzimmer und sahen eine Unterhaltungsshow. Beim Abendessen hatten sie kaum mit Michael gesprochen, sondern nur über Arbeitskollegen geredet. Er hatte schweigend gegessen und war dann die schmale Treppe hinaufgestiegen. In dem kleinen Dachzimmer war es eisig kalt. Keine Lampe erleuchtete den Raum, nur von der Straßenlaterne fiel durch das weit geöffnete

Fenster ein schmaler Schein an die Zimmerdecke. Michael brauchte Sauerstoff, wenn er ins Überbewußtsein vordringen wollte.

Seligkeit schwebt in der Luft.

Mit aufrechtem Rücken saß er unbewegt auf einem Stuhl. Er trug eine dicke Strickjacke, seine Beine hatte er in eine Wolldekke gehüllt. Die Augen waren geschlossen.

Bliss. Wie oft hatte er schon diesen glückseligen Zustand zu erreichen versucht! Wieviele Male schon war er hinabgetaucht, um auf dem Grund des Bewußtseinsmeeres die süße Perle zu suchen, den versunkenen Schatz der Glückseligkeit zu heben!

Ruhig und gleichmäßig ging sein Atem.

Michael war schon manches Mal nahe dran gewesen, ein Hauch von *bliss* hatte ihn dann durchweht. Nicht nur bei seinen allabendlichen und allmorgendlichen Meditationen. Auch bei sonstigen Gelegenheiten. Auch früher schon.

Damals in Köln etwa, beim Satsanga mit den beiden Sisters.

Oder als er auf der Bergwiese mit Schwester Maximina Blumen pflückte.

Und häufig auch bei Spaziergängen im Wald. Er ging immer alleine. Er verabscheute es, wenn jemand aus der Familie sich anbot, ihn zu begleiten. Sein Vater etwa, oder sein jüngerer Bruder. Immer nahm er denselben Weg, erklomm, wenn er sich ungesehen glaubte, eine Anhöhe und stellte sich auf seinen „Aussichtspunkt“, ein moosbewachsenes Fleckchen nahe einem Baumstumpf. Hier stand er dann, atmete tief ein und aus und schaute hinab und hinauf, hinab zum Bach, der sich unten durch ein sumpfiges Wiesengelände schlängelte, hinauf in die mächtigen Baumkronen und in die unendliche Weite des durchschimmernden Himmels. Dann fühlte er, wie er Teil war dieses Waldes, Teil der Natur, Teil des gewaltigen Kosmos. Er verschmolz mit dem Waldboden und dem Bach und den Bäumen, fühlte die Säfte des Lebens durch sich fließen, fühlte, wie er teilhatte am Weltatem. Er berauschte sich daran. Doch nicht immer gelang ihm die

Verschmelzung, nicht immer löste sich sein kümmerliches Einzelsein in der Einheit auf, der Tropfen seiner Existenz im Ozean bebenden Lebens. Manchmal stieg in ihm der Eindruck auf, daß dieses Einswerden, dieses Versickern in den Lebensgrund vielleicht doch nur ein Traum sei. Und fast jedesmal, wenn nach wenigen Minuten der Rausch nachließ und das Glücksgefühl sich verflüchtigte, erfaßte ihn Trauer, mehr oder minder stark.

Michael spürte nicht die Kälte, die von draußen ins Zimmer wehte. Auch seinen warmen Körper nahm er nur wie von ferne wahr, als ob er über ihm schwebte. Was er aufmerksam beobachtete, war die Atembewegung, das langsame Heben und Senken seines Brustkorbs, das gleichmäßige Einatmen und Ausatmen. Und allmählich, ihm kaum bewußt, durchstieß das Mantra, das ihm anvertraute geheime Wort, innere Schalen und Mauern, die ihm den Zugang zu seinem glückseligen Selbst, zum tiefsten Kern seiner Person, verwehren wollten.

Und langsam hob sich sein Brustkorb. Und langsam senkte er sich wieder.

Damals, als sie auf der Bergwiese die Blumen pflückten, Schwester Maximina und er, waren drei Wochen vergangen seit jenem Tag, als ihm in der Stadtbücherei das Buch über Sri Premananda in die Hände gefallen war. In vierzehn Tagen hatte er die Biographie durchgelesen. Dann war er mit anderen Jugendlichen zusammen nach Bayern gefahren, in ein Dorf in der Nähe von Oberammergau, „zur Erholung", wie man es nannte. Schwester Maximina war die Leiterin des Erholungsheims. Sie hatte ihn bald in ihr Herz geschlossen. Er staunte nicht schlecht, wie freimütig er mit einer katholischen Nonne über östliche Religiosität sprechen konnte. Hier lernte er auch den Pfarrer kennen; im nachhinein schämte er sich über sein Verhalten ihm gegenüber.

Der Atem durchfloß Michael wie eine wiederkehrende Welle. Langsam herein, langsam hinaus. Es war ein ewiges Hin und Her, Auf und Ab; ständige Wiederkehr, ewiger, allewiger Kreislauf.

Ein gutes halbes Jahr vor der Begegnung mit Schwester Maximina kam er zum ersten Mal mit Yoga in Berührung. Als er einen Schulkameraden aufsuchte, um ihm bei der Lösung einiger Mathematikaufgaben zu helfen, fand er ihn mit verschränkten Beinen auf dem Kopf stehend. Er nahm eine umgekehrte Sitzstellung ein: den Kopf zuunterst, über diesem schwebend den Allerwertesten, sozusagen als Kopf dieser exotischen Erscheinung. Michael war begeistert, er las nun jedes Buch, daß ihm zu diesem Thema in die Hände fiel, und schon nach kurzer Zeit befaßte er sich mit den höheren Stadien des Yoga. Die körperlichen Übungen waren ja ganz nett, aber das Eigentliche, das er ursprünglich gar nicht bewußt gesucht hatte, war doch die geistig-seelische Fortentwicklung mittels Yoga-Meditation.

Der Nachen seines kleinen Selbst glitt durch die Wellen der Seligkeit. Die Tiefe des Meeres, des ewigen Ozeans der Freude, war sein Ziel. Und er spürte, wie er eintauchte in diesen Ozean, wie er sank und sich weitete, wie sein Gefühl, seine Wahrnehmung die Grenzen des winzigen, eingeengten Seins, das sich Michael nannte, sprengte. Er glitt nicht mehr auf dem Ozean, er versank nicht in den Ozean, er wurde der Ozean, er war der Ozean. Sein kleines Selbst verschmolz mit dem Großen Selbst, wurde Eines mit Ihm.

Ich bin Du!

Ich bin Er!

Ich bin Es, bin Das!

Immer schon hatte Michael Sehnsüchte in sich verspürt. In der Volksschule wünschte er sich heftig, fliegen zu können, aus eigener Kraft vom Boden abzuheben. Seltsamerweise gelang ihm dies in seinen Träumen nur mit großer Mühe. Immer wieder zog die Schwerkraft ihn nieder, und manchmal kam ihm die Luft dick wie Brei vor, so daß er seine Flügelarme nur wie in Zeitlupe auf und ab schwingen konnte. Übrigens träumte er meistens nicht in der Nacht, sondern tagsüber. Wenn seine Aufmerksamkeit nicht

durch die Außenwelt gefordert wurde, wie beim Unterricht etwa oder bei den Hausaufgaben, lebte er fast ständig in der Traumwelt der Wünsche und Wunscherfüllungen. Beim Schulweg, auf Spazier- und Besorgungsgängen sah und hörte er kaum, was um ihn herum vorging, er hielt seinen Blick auf den Boden gesenkt und traumwandelte. Ihm war durchaus bewußt, daß er sich mit diesem Verhalten von seinen Klassenkameraden unterschied, doch weshalb sollte er daran etwas ändern? Er hatte kaum Freunde, eigentlich nur einen einzigen, der ihm wert schien, als solcher bezeichnet zu werden. Häufig war er ganz allein. Die Träume stillten seine Sehnsüchte und seinen Wunsch zu leben eher als die wirkliche Welt.

Im Alter von 12 Jahren machte Michael eine Erfahrung, die noch lange Zeit in ihm fortwirkte. Seine Sehnsüchte sammelten sich in einem einzigen Punkt. Michael fühlte sich, und das nicht nur im geistig-seelischen Sinn, aufgerichtet und in die Höhe gezogen.

Wegen eines leichten Fiebers lag er den ganzen Tag über im Bett. Das war das eine. Die andere Sache: Es gab da einen alten Schulkatechismus aus den fünfziger Jahren. Michael hatte ihn vor einigen Wochen in einer verstaubten Kiste im Keller gefunden. Keiner aus der Familie wußte oder konnte sich erinnern, wie er hineingekommen war.

Im Bett zu liegen wegen einer leichteren Erkrankung kann sehr langweilig sein. Michael griff zu dem Katechismus und blätterte ein wenig vor und zurück. Drei Stunden später hatte er das Buch noch immer in der Hand, oder genauer: in beiden Händen, denn er hielt es, auf dem Rücken liegend, über sich, und las sich gebannt hindurch, mit einer Ergriffenheit, als sei er nach langem Suchen und Graben endlich auf eine Goldader gestoßen. Seine Augen waren feucht, aber nicht wegen des langen Lesens, sondern vor innerer Rührung. Als er das Buch weglegte, dämmerte es bereits. In einer Stunde würde sein Vater von der Arbeit kommen — er machte Überstunden, denn die Eltern sparten für

ein eigenes Häuschen —, und dann würde man zu Abend essen. Doch Michael dachte nicht ans Essen, erst recht nicht an das Eigenheim („überhaupt dieser ganze materielle Kram“, kommentierte er einige Jahre später, als ihn nur noch das „Metaphysische“ und „Transzendente“ interessierte), für ihn gab es jetzt nur das Reine und Heilige, das Wahre und Anbetungswürdige, Gott in seiner unendlichen Größe und Güte, Er, der den Menschen reiche Gnaden schenkt und sie in Sein Reich führt, dabei ihnen freilich auch die Wahl läßt, sich für den Bösen zu entscheiden. Der Mensch muß sich der Gnade öffnen, muß sich um Liebe, Glauben und das rechte Handeln bemühen. Aber lohnt nicht das Ziel jede Mühe, jeden Schmerz?

Es zog Michael nach oben und richtete ihn auf. Mit gefalteten Händen saß er im Bett und betete inbrünstig, daß Er ihn aufnehme in Sein Reich, rang um die Gnade, in den Himmel zu kommen, nicht später, nicht irgendwann, sondern jetzt, in diesem Augenblick! Er rief, er schrie im Geiste, er flehte um Befreiung aus dieser Welt, die ihm, angesichts der höchsten Bestimmung des Menschen, leer und nichtig vorkam. Tränen liefen seine Wangen hinab.

Erschöpft sank er schließlich in sein Kissen zurück. Das Abendbrot, das seine Mutter ihm wenige Minuten später an sein Bett brachte, schmeckte ihm — wider sein Erwarten — ausgezeichnet.

Der Himmel war in ihm, so erkannte er jetzt. Er selbst war der Himmel, der Ozean der Seligkeit. Er war der Atmende und der Atem zugleich, der Tropfen und das Meer, der Funke und die Sonne. Sein Körper, der da in einem kalten Dachzimmer saß, reglos und aufrecht, was bedeutete der schon? Ein Staubkorn, ein Nichts. Nun lastete er nicht mehr. Die Bürde war abgeworfen. Michael fühlte sich frei und leicht. Er schwebte. Schwebte in sich selbst. Des Lebens Mühsal war nur Trug. Nie sah er es so klar wie in diesem Augenblick. Was zählte, war der Eine. Das Eine. Die Einheit, jetzt erkannte er sie. Die Glückseligkeit ist eins mit

der Unendlichkeit und der Ewigkeit. *Bliss* ist das Wahre und das Gute und das Reine. Alles ist eins. (So ähnlich hatte er es auch kürzlich in einem Buch des Guru gelesen.)

Das wahre Sein: ein ewiges Lachen.

Langsam wurde Michael sich wieder seines Körpers bewußt; die Schwere kehrte zurück. Er wurde, er war wieder die einzelne Seele, eine unter vielen anderen, gefangen im Fleisch seines irdischen Leibes. Sein Körper fröstelte, und Michael ereilte der Trug, er friere. Dabei, so wußte er, war es doch nur das Gefängnis seines Selbst, das auf die Kälte reagierte.

Auch in der folgenden Nacht tauchte er tief ein in die Glückseligkeit.

Am Tag darauf verspürte er zum ersten Mal diesen Kopfschmerz, diese Benommenheit. Es gelang ihm nicht, sich auf seine Schularbeiten zu konzentrieren. Ein Nebel umfing ihn, den er nur mit großer Mühe durchdringen konnte.

Die nächtliche Meditation steigerte seine Benommenheit. Sein Kopf war aus Gummi. Das Eintauchen gelang nicht mehr.

Seitdem lauerte es in ihm, lauerte ihm auf, wenn er zu meditieren wagte. Auch bei jeder sonstigen geistigen Anstrengung. Dieser Nebel und dieser Schmerz.

Mit der Übung des Yoga war es so gut wie vorbei. Ihm blieben nur die Theorie und die verzweifelten Neuanfänge, die von Hoffnung und Furcht begleiteten Versuche. Vergeblich, alles wurde nur noch schlimmer. Wie ein Fluch haftete es an ihm.

Bliss, die Erfüllung seiner Sehnsucht, war in weite Fernen gerückt. Welchen Wert hatte sein Leben jetzt noch?

*

„Ist das denn wirklich so schlimm?“

Sie saßen im Hotelrestaurant „Rheinterrasse“, im noblen Jagdsalon. Hier war es angenehm kühl, man konnte es gut aushalten.

Durch das Fenster ging der Blick auf den nahen Fluß und das jenseitige Ufer, wo Wohnwagen und Zelte standen. Michael schaute allerdings nicht hinaus, er starrte auf das Kiwi-Eis, das Edith ihm spendiert hatte.

„Sag mal ehrlich: Ist das wirklich so schlimm? Du glaubst doch an einen liebenden Gott. Meinst du wirklich, er würde deine Erlösung oder Rettung, oder wie immer du das nennst, davon abhängig machen, ob du so ’n paar Übungen ausführen kannst oder nicht?“

Michael mußte sich beherrschen. Sie hatte es immer noch nicht begriffen! „Aber es kommt doch auf meinen Fortschritt an! Der Yogi muß sich aufwärts entwickeln, sich schrittweise lösen von den Fesseln der Welt. Und das kann er am besten mit der richtigen Meditationstechnik. Gebete zu Gott oder Nächstenliebe sind zwar auch Methoden, aber minderer Art.“

„‚Technik‘. ‚Methoden‘. Scheußliche Ausdrücke! Als ob’s hier um Maschinenhallen oder Produktionsverfahren geht und nicht um Religion, um Gott und den Menschen.“

„Ich gebe ja zu, daß die Wörter vielleicht etwas unglücklich gewählt sind“, räumte Michael ein. „Aber hier geht es um ein Ziel und um die Wege dahin.“

„Und das Ziel wäre?“

„Ja, äh … Gott … oder vielmehr … die Vereinigung mit Ihm. Das Transzendente eben …“

„Was verstehst du unter dem ‚Transzendenten‘?“ hakte Edith nach.

„Nun, eben … das Jenseitige … irgendwie … oder: der Himmel, wie die meisten sagen würden.“

„Hm …“

„Was heißt hier: hm …?“ fragte Michael verärgert.

„Du hast mich doch gebeten, immer offen zu dir zu sein, nicht? Du bist einer der wenigen Menschen, denen gegenüber man das wirklich kann. Ich kenn’ sonst keinen einzigen. Alle quatschen

sie von Offenheit, aber wehe, wenn einer sie zu kritisieren wagt. Dann schlagen die meisten wild zurück. Ich nehm' mich selbst dabei nicht aus. Oh ja, natürlich üben viele auch Selbstkritik. Aber entweder ist das 'ne kokette Pose oder einfach Trägheit. Man plaudert ein wenig über seine Fehler und seine schwachen Seiten, in einer besinnlichen Stunde bei Wein und Kerzenlicht, und kommt sich großartig dabei vor. Aber damit hat sich's. Du warst da anders, hast es dir zu Herzen genommen, wenn ich rummäkelte."

Michael, weitgehend besänftigt: „Nun sag schon, was hast du auszusetzen?" Man sah ihm an, wie er sich sogar um ein Lächeln bemühte.

„Es sind mehrere Sachen, die mir bedenklich vorkommen. Da … wäre …" Edith stockte und schaute Michael verwundert an. Denn dieser wurschtelte in seiner rückwärtigen Hosentasche und zog mit einiger Mühe einen zerknitterten Notizblock hervor. Seine Stirn war dabei ganz in Falten gelegt, als wäre er mit der Lösung einer schweren Mathematikaufgabe beschäftigt oder als stünde er vor einer gewichtigen Entscheidung und wöge nochmals die Argumente und Gegenargumente ab. Nun kramte er, mit seinem Oberkörper und den Armen komplizierte Drehungen vollziehend, in der anderen hinteren Tasche, bis er endlich einen Kugelschreiber in der Hand hielt (Wie eine kleines Kind. Dabei war er vor kurzem dreiundzwanzig geworden). Nachdem er den Notizblock geglättet hatte, saß er schreibbereit in horchender, lauernder Stellung.

„Was soll das?" fragte Edith. Diese Frage entsprang wohl eher ihrer Verblüffung als der Neugier, da die Antwort doch auf der Hand lag.

„Ich schreibe mit."

„Und weshalb?"

„Du kennst doch mein schlechtes Gedächtnis."

Was Edith kannte, war sein Desinteresse. Da hatte sich kaum etwas geändert, obwohl sie schon mehrfach gehofft hatte, in

ihm Anteilnahme an diesem oder jenem zu erwecken. Manchmal hatte er überhaupt nicht reagiert, manchmal war nur ein Strohfeuer zu sehen gewesen. Immerhin zeigte er Bereitschaft und hörte zu.

„Zuerst also: Mir fällt auf, Michael, daß du dir über einige Begriffe überhaupt nicht im Klaren bist. Nicht, daß man die grundsätzlich wissen müßte. Aber wenn du schon die Ausdrükke dauernd im Mund hast … das ‚Transzendente' etwa. Als wir eben darüber sprachen, konntest du's nur ‚irgendwie' definieren. Einmal sagst du ‚transzendent', dann ‚transzendental'. Und ‚metaphysisch', was bedeutet das? Ehrlich gesagt, ich weiß es selbst nicht so genau. Aber du redest doch immer davon. Und ‚mental' oder ‚spirituell' und was sonst noch. Das wirkt auf mich alles ein wenig … schwammig und nebulös. Verstehst du? Sei mir nicht böse, wenn ich's dir so direkt sage."

Er war ihr durchaus nicht böse. Vielmehr schrieb er eifrig.

„Und dann: Du schmeißt da mit großen Worten um dich. ‚Selbsterkenntnis'. ‚Sinn des Lebens'. ‚Gott'. Das sind die tiefsten Dinge überhaupt. Du bist sofort damit zur Hand. Vielleicht liegt's allgemein an unserer Zeit, große Ansprüche zu stellen. Alles oder nichts. Kann's denn nicht 'n bißchen weniger als gleich das Höchste sein? Ich find' das unbescheiden. Ein anderes Extrem heute: Man wälzt sich durch die Jauche und will nur Dreck sehen. Und dann …"

„Nicht so schnell! Ich kann mit dem Schreiben kaum folgen."

Edith fühlte sich — sehr zu recht wohl — aus dem Konzept gebracht. Regelrecht hinausgestoßen.

„Und dann …" setzte sie dennoch wieder an. Auch diesmal kam sie nicht weiter.

„Verdammt. Zu Ende!" brach es aus Michael hervor.

„Wie?"

„Will nicht mehr schreiben, der Stift!" Er warf wilde Blicke um sich, als hege er finstere Rachegedanken.

Wortlos öffnete Edith ihre Handtasche, zog einen Kugelschreiber hervor und legte ihn vor Michael auf die Tischplatte.

„Oh ja, danke“, sagte er kurz und setzte unverzüglich seine Schreiberei fort. Doch nicht lange.

„Hallo, ihr beiden, trifft man euch hier?“ Es war Renate, die auf sie zuschlenderte. Michael hatte sie vor einem Monat kennengelernt, als er Edith — übrigens zum ersten Mal — im Haus ihrer Eltern besucht hatte. „Ich war zufällig in der Gegend und wollte nur mal kurz reinschauen“, sagte sie damals, als sie überraschend in der Tür stand. Sie blieb zwei Stunden.

An Ediths Dachzimmer dachte Michael gerne zurück. Hier hatte er — ausnahmsweise, ohne erkennbaren Anstoß — weit die Augen geöffnet. Drei kleine braune Cordsessel um ein Tischchen, Bücherregale an der Wand, Abbildungen impressionistischer Gemälde über dem Bett, ein flauschiger orangefarbener Teppich. Er fühlte sich gleich wohl hier. Edith las ihm aus ihrem Tagebuch vor — um genauer zu sein: aus einem ihrer Tagebücher, denn sie schrieb eifrig seit ihrem vierzehnten Lebensjahr —, und er hörte aufmerksam zu (vielleicht war er mehr ein Ohren- als ein Augenmensch). Zwischendurch aß er immer einige Löffelchen von dem Schokoladenpudding, den Edith ihm hingestellt hatte, und jedesmal verdrehte er entzückt die Augen. Es schien so, als ob er irdische Genüsse doch nicht so ganz verschmähte. Das Dessert war erst zur Hälfte genossen, Edith las gerade über ihre erste Liebe vor, Michael saß vor gespannter Erwartung wie erstarrt, den gefüllten Löffel auf halbem Weg zum Mund in der Luft haltend, er merkte es gar nicht, da schrillte die Hausklingel, und Sekunden später trat, von Ediths Mutter ins Haus gelassen, Renate durch die Zimmertür. Ihr elegantes Jäckchen legte sie auf Ediths Bett. „Hallo, ich bin die Renate.“ Sie gab Michael die Hand. „Haben wir uns nicht schon mal irgendwo gesehen, vielleicht letztens auf der Fete beim Gilligan?“ Michael konnte sich weder an Renate noch an eine Fete beim Gilligan erinnern.

„Meine schon, dir letztens irgendwann mal begegnet zu sein, na, ist ja auch egal, wir werden uns schon nicht auffressen.“ Sie lachte herzlich. „Wie ist’s, Edith, schon fertig mit Pissarro? Für meinen Monet brauch’ ich noch ’ne Woche, dann können wir uns ja treffen.“ Michael erfuhr, daß die beiden Mädchen so etwas wie einen „Kunst- und Literaturkreis“ gebildet hatten und sich zur Zeit mit den Impressionisten befaßten. Jede hatte sich einen Maler ausgesucht und bereitete über diesen ein Referat vor, das sie dann der anderen vortragen wollte.

„Alles klar bei Euch?“

Renates Worte brachten Michael in die Gegenwart zurück.

Sie machte es sich gemütlich und berichtete, nachdem sie dem Kellner gewunken hatte, über die neuesten Probleme in der Beziehung zu ihrem Freund, „dem Rainer“. Michael konnte diese Schwierigkeiten nicht so recht nachvollziehen, zumal dann nicht, wenn er gewisse Anspielungen, die er als solche zwar meistens erkannte, sich nicht in den Klartext zu übersetzen wußte. Aber er sagte sich eben, daß er auf den Gebieten Freundschaft und Liebe ganz unerfahren sei. Vor noch nicht allzu langer Zeit hatte er sehr darunter gelitten, ohne Freundin zu sein, inzwischen hatte er sich mehr oder weniger — wenn es auch noch schmerzte — damit abgefunden, daß diese Form der Gemeinschaft ihm wohl niemals zugänglich sein würde. Man mußte damit zurechtkommen! Schluß, aus! So ist das Leben!

Vor einem Monat hatte Renate ihr rotes Haar doch irgendwie anders gesteckt, dachte er. Der Kellner stellte gerade den Kaffee vor sie hin, als sie sich eine Zigarette anzündete. Ein hübsches Bild: die Rote vor dem Kamin, während der aufsteigende Zigarettenrauch das nicht mehr funktionstüchtige Riechorgan eines Hirschangesichts umschmeichelte und an dem mächtigen Geweih verwirbelte.

„Ihr könnt euch gar nicht vorstellen, wie geschlaucht ich bin.“ Sie hatte sich zurückgelehnt und ein Bein übers andere geschlagen.

„Erst vor ’ner Stunde gefrühstückt. Gestern abend hat mich der Rainer zu ’nem Freund mitgenommen, Rudi heißt er, wohnt im Seitenflügel vom Schloß, ist so ’n Experte für Rockmusik. Seine Freundin war auch da, die Susanne. Er zeigte uns also seine gesamte Plattensammlung, aber mit den meisten konnt’ ich nichts anfangen. Du, Edith, wir beide müßten eigentlich mal wieder in die Oper, in der nächsten Saison bringen sie Orpheus und Eurydike, ich könnte die Karten besorgen.“

Michaels Aufmerksamkeit war weder Orpheus noch Eurydike zugewandt, dafür schaute er sich Renate an. Sie schien eine Vorliebe für Rot zu haben: die Fingernägel, die Haare, kräftiges Wangenrouge, der Lippenstift, rote Lackschuhe, und an der linken Hand ein Rubinring. Von dem Weiß der Bluse hob sich das Blutrot der Carneol-Halskette ab (mit Edelsteinen kannte Michael sich aus; nicht umsonst hatte er sich intensiv mit astrologischen Steinen befaßt).

„... gestern Nacht ’ne heiße Diskussion, sag’ ich euch.“ Erst jetzt, da Renate ihn anlächelte, bemühte er sich, seine Aufmerksamkeit auf das Gespräch zu lenken.

„Es ging um die neuere Musik, überhaupt um moderne Kunst, Objekte und Aktionen und Performances und all diesen Kram. Rudi lehnte alles Alte ab, kategorisch, ich nahm natürlich die Gegenposition ein, und die Susanne hatte erst gar keine Meinung. Später sind sie sich dann in die Wolle geraten. Rainer sagte gar nichts, grinste nur männlich-überlegen.“

Renate gähnte hinter vorgehaltener Hand. Einen Augenblick lang machte sie einen sehr mitgenommenen Eindruck.

„Stellt euch vor“ — sie setzte wieder ihr Lächeln auf —, „bis drei Uhr hat’s gedauert, dann waren die Standpunkte ausdiskutiert. Wenn man’s natürlich genau nimmt: jeder blieb eigentlich bei seiner Meinung. Rudi brachte dann ’ne Parodie, ‚die Birne in der Geschichte der Musik‘, ganz trocken, ganz cool, war zum Schreien. Ihr müßtet diesen Typ mal kennenlernen.“ Renate

lachte, und Edith, die ihrer Erzählung gespannt-vergnügt gefolgt war, schaute Michael an, als wollte sie ihm sagen: „Siehst du, so ist sie."

„Birne". Dieses Stichwort erinnerte Michael — auf welchen verschlungenen Gedankenwegen auch immer — an sein Kiwi-Eis. Bedauernd stellte er fest, daß dieses sich inzwischen in eine Fruchtsuppe verwandelt hatte. Und dann dachte er: Ja, wie dieses Eis müßte meine Redehemmung hinschmelzen und zusammenschrumpfen. Er wollte frei sprechen können, wie Renate. Wie weit er diese Fähigkeit dann auch nützen würde, war eine andere Sache. Schweigen ist Gold. Das meinte auch der Guru. „Durch Plappern und Schwätzen verschwendet man seine Kräfte und verliert seinen inneren Halt." Michael verachtete die Vielredner, die ihre Zunge nicht im Zaum halten konnten. „Stille Wasser sind tief". Michael erfuhr erst später, daß auch etliche seichte Gewässer still sind, vielleicht gerade wegen ihrer geringen Tiefe.

„… und mit meinem Referat komm' ich nur langsam voran", hörte er Renate sagen. Wieder hatte er einen Teil des Gesprächs verpaßt. Renate nahm einen letzten Zug, drückte die Zigarette sorgfältig im Aschenbecher aus und stand dann auf. „Hatte in letzter Zeit viel um die Ohren. Im Büro gab's 'ne Menge zu tun, neue Aufträge reinholen und so. Aber in den nächsten Tagen werd' ich mich mal wieder unseren Malerfreunden widmen. Wie wär's, Edith, treffen wir uns nächstes Wochenende bei dir? Kannst mich ja morgen anrufen. Danke übrigens für den Kaffee. Muß jetzt leider los, treff' mich nebenan mit dem Gilligan. Und dann endlich ins Bett. Bis bald, ihr beiden."

Und damit ging sie. Nach einigen Schritten drehte sie sich noch einmal um und winkte zurück. „Sieht richtig hübsch aus", dachte Michael. Sie war nicht gerade schön, entsprach auch nicht dem Schlankheitsideal. Bei Kummer, und den hatte sie häufig, pflegte sie den Kühlschrank leerzuräumen; aber sie hielt etwas auf sich.

„Ich kenn' sie schon von der Volksschule her, bis zur Mittelstufe waren wir in derselben Klasse. Ein prima Mädchen. Hat's nicht immer leicht, auch mit sich selbst. — Hättest du nicht Lust, nächsten Sonntag an unserer kleinen Runde teilzunehmen?"

„Ja, gerne", antwortete Michael. Ein leichtes Gefühl der Enttäuschung stieg in ihm auf, da er mit Edith lieber alleine zusammengekommen wäre.

„Ich kann dir ja gleich, wenn du mich zu Hause absetzt, einen Bildband über den Impressionismus mitgeben. Zum Vorbereiten. Übrigens, hast du schon in ‚Die Buddenbrooks' reingeschaut?" Michael hatte sich das Buch vor kurzem von ihr ausgeliehen.

„Ach, weißt du, ich habe einige Seiten zu lesen versucht, aber es ist mir irgendwie zu ernst. Ich neige ohnehin schon zu Traurigkeit. Ich bring' es dir bald zurück."

**

II. Teil

Sonntag, 27. August 1978

Man kann jung sein und sich doch schon alt und verbraucht fühlen. Habe ich denn, mit meinen 23 Jahren, das Leben bereits hinter mir?

Beim heutigen Spaziergang eine ungewöhnlich friedvolle Stimmung. Michaels Gesicht wirkte ausnahmsweise nicht verkniffen und verknotet, sondern ganz gelöst, sogar eine Spur von Heiterkeit lag auf ihm. Ich merkte, wie er mit allen Sinnen die Natur in sich aufnahm und dabei glücklich war. Was für Außenstehende wie Abwesenheit wirken mochte, war zutiefst Anwesenheit in der Welt, in ihrer Sinnenfreude, wenn auch nur für kurze Zeit. Solche Fähigkeit zu kindlicher, selbstvergessener Hingabe — wie sehr wünsche auch ich sie mir. Mich auch einfach freuen an den Bäumen und ihren Schatten, an moosbewachsenen Wegen, am Sonnenschein und der frischen Luft, an den Spiegelungen auf den Weihern und am Gesang der Vögel, am Leben mit seinem Reichtum — ohne daß Angst und Schwäche die Empfindung des Freudigen trüben oder zudecken: Wie selten ist das bei mir geworden.

Montag, 28. August 1978

Gestern mußte ich mit dem Schreiben aufhören, ich hatte einfach keine Kraft mehr.

Am Abend erlebte ich einen selten schönen Sonnenuntergang. Ich war müde, hatte mich schon fürs Bett zurechtgemacht und wollte beim Verlassen des Bades nur noch das Fenster mit der Milchglasscheibe öffnen, als der in tausend Farbnuancen leuchtende Himmel meinen Blick auf sich zog. Die rote Sonne verschwand gerade hinter einem Dachfirst. Ich stand da, von Frieden erfüllt, und sog den Anblick des Himmels in mich hinein. Die Regenbogenfarben wurden dunkler und tiefer, und ich vergaß, was mich täglich peinigt. Plötzlich von der Straße her der Lärm von Motorrädern. Mein innerer Frieden verschwand im Augenblick. Ich fühlte meinen Körper wieder, wurde in ihn zurückgeworfen. Das Schauspiel der Farben rief in mir nur noch Schmerz hervor. Haß stieg auf, Haß auf diese reine Schönheit, die so gar nicht zu der Erbärmlichkeit meines eigenen Zustandes passen wollte. Eine Verheißung von Leben, die an mir nicht in Erfüllung gehen konnte und die mich daher nur noch mehr in den Schlamm stieß, durch den ich mühselig wate.

Sonntag, 03. September 1978

Seit drei Tagen hält der Regen nunmehr an. Trotzdem drehten wir unsere Parkrunde — in Gummistiefeln und Regenmänteln. In der Luft schwebt schon eine deutliche Ahnung des nahen Herbstes, wenn auch die Bäume noch ganz in ihrer saftigen und satten Fülle stehen und die Blätter keinerlei Spuren von Verfärbung zeigen. Beinahe über Nacht hat sich dieser Übergang der Jahreszeiten vollzogen. Selbst wenn bald die Sonne wieder vom Himmel brennen sollte, es ist anders als noch vor einer Woche. Der Sommer ist für dieses Jahr unwiederbringlich vorbei.

Michael „erzählte“ (wenn man dieses stückweise Vorbringen so nennen kann) von seinen Freunden, den Mormonen. Der junge Mann (Werner heißt er) ist hochgewachsen und trägt schulterlanges braunes Haar — was ungewöhnlich ist, da die anderen Männer seiner Gemeinde „kurzgeschoren herumlaufen“. Von

Ullas äußerer Erscheinung wußte Michael kaum mehr zu sagen, als daß sie „eben normal“ sei — so halt, wie eine Schwangere nun einmal aussehe; denn anders als schwanger sei sie ihm nur selten begegnet. Verwunderlich, daß ihm das bei dieser Ulla auffällt, denn im Büro merkt er so was nur selten; es wirkt komisch, wenn er dann eines Tages naiv feststellt, diese oder jene Kollegin sei in letzter Zeit „ein wenig dick geworden“.

Das junge Mormonenpaar wohnt zusammen mit seinen Kindern („so fünf oder sechs“) in einem kleinen verschieferten Fachwerkhaus, einer Winzigkeit von Gebäude mit Zwergenzimmern und unebenen Fußböden. Es liegt nahe der Wupper in einem grünen Tal, „man muß ein gutes Stück durch den Wald fahren“. Kennengelernt hat Michael die Mormonengemeinde durch amerikanische Missionare, die ihn zu einer Weihnachtsfeier einluden. Michael wurde neugierig, vielleicht konnte ihn der Glaube der Mormonen „zu neuen Erkenntnissen führen“. Außerdem beeindruckte ihn der feste, sichere Händedruck und der offene Blick der Amerikaner. „Man kann ja mal vorbeischauen.“ Bei der Feier begegnete er Werner, der ihn zu sich einlud. Von da an besuchte er seine neuen Freunde „relativ oft“. Die beiden jungen Männer spazierten nicht selten, während Ulla bei den Kindern blieb, die Wupper entlang, wobei sie tiefschürfende Gespräche führten, mehr über Gott als über die Welt. Es muß Michael wohlgetan haben, beim lässigen Schlendern durch Waldwege in höheren Regionen zu schweben. Werner hat übrigens Interessen, die nicht ganz zu dem Bild eines orthodoxen Mormonen zu passen scheinen, Reisen durch Indien etwa.

Mittwoch, 06. September 1978

Das kühle Regenwetter hält an. Die meisten klagen darüber, doch ich stelle fest, daß ich mich jetzt vergleichsweise wohl fühle. Wie lange noch?

Michael dürfte inzwischen in Nizza angelangt sein. Gestern nachmittag schaute er nochmals kurz bei mir rein. Er hat niemanden gefunden, der mitfahren wollte, deshalb muß er alleine reisen. Ich bezweifle, daß er nach der nächtlichen Zugfahrt frisch und ausgeruht im Hotel ankommt. Für mich jedenfalls wär's eine ‚Troktur', wie Mutter sagen würde.

Werner hat, so erzählte Michael mir vorgestern nachmittag im Bahnhofscafé, das wir nach Arbeitsschluß aufsuchten, in seinem Häuslein ein winziges Dachzimmer als „Indienraum" ausgestattet. Man klettert eine schmale Stiege hinauf und durch eine enge Luke hinein. Möbel sind dort nicht vorhanden. Beinahe die Hälfte des Bodens nimmt ein zotteliges Ziegenfell ein, an einer Wand lehnen zwei unterschiedlich große Sitars mit Resonanzböden aus Kürbissen, dann hängen da noch einige Götterbilder, knallbunt, auf ausgefranstem Reispapier, mit Elefantenkopf oder sechsarmig oder mit einer Kette aus menschlichen Totenschädeln. Und nicht zu vergessen das Teeservice aus unglasiertem Ton. Hieraus tranken Michael und Werner kürzlich eine tibetanische Teespezialität (Hauptbestandteil neben Wasser: ranzige Butter!) und unterhielten sich über das tibetanische Totenbuch, das Werner aufgeschlagen auf seinen Knien liegen hatte (eine Ausführung in englischer Sprache, wie Michael begeistert betonte; Werner hatte es von seiner letzten Reise nach Madras mitgebracht), als sich „ein Kopf durch die Luke streckte, dem ein ausgemergelter Körper in Jeans-Overall folgte". Michael soll mir noch einmal damit kommen, er besäße keinen Sinn für Humor! Übrigens hat er an diesem Tag, vielleicht beflügelt von seiner Begeisterung, seine Umgebung erstaunlich gut beobachtet, solche ausführlichen Berichte kenne ich sonst gar nicht von ihm.

Arno, ein Bekannter Werners, setzte sich zu den beiden auf den Boden. „Es war eng, aber dennoch so richtig gemütlich." Und dann erzählte Arno, selbst soeben von einem Indientrip zurückgekehrt, mit weitausholenden Bewegungen seiner langen Arme

von seinen Abenteuern. Einer Gruppe von Straßenmusikanten hatte er sich für zwei Tage angeschlossen, war dann mit der Eisenbahn ins Landesinnere gefahren („chaotisch, echt chaotisch, ihr habt keine Vorstellung von so ’ner Zugfahrt“), machte auch Erfahrungen mit leichten Mädchen und Taschendieben und kehrte schließlich mit einem Koffer voller „spottbilliger“ Seidenhosen ins alte Europa zurück, froh, seinen Alltag wieder hier verbringen zu dürfen. Michaels Kommentar: „Richtig romantisch, diese Geschichten.“ Als er, nach einer Runde Brombeerblättertee („hat Werner selbst gepflückt und getrocknet“), gegen Mitternacht gemeinsam mit Arno das Häuschen verließ, fragte er den Indienreisenden, ob er Sri Premananda kenne und was er von seinen Büchern halte. Arno antwortete, begleitet von weitausholenden Bewegungen seiner langen Arme: „Ich will es mal so sagen: Der gute Mann hat ein bißchen viel Phantasie.“ Michael war tief beleidigt. Als er’s mir erzählte, verdüsterte sich sein Gesicht.

Samstag, 23. September 1978

Bin doch ein wenig enttäuscht, daß Michaels einziges Lebenszeichen aus Nizza eine Ansichtskarte ist, mit ein paar Sätzen über das Essen und das Wetter. Er sagte mir zwar einmal, ihm falle es furchtbar schwer, Briefe aufzusetzen, weil er nicht wisse, was man alles schreiben „kann und soll“. Ich halte es für Desinteresse und Trägheit. Dabei hatte ich noch vor kurzem gemeint, er ändere sich langsam zu seinem Vorteil. Wieder eine Illusion weniger.

Mittwoch, 27. September 1978

Die schwüle Hitze macht mir arg zu schaffen. Wie sehr wünsche ich mir den Regen vom Monatsanfang zurück. Alles lastet jetzt doppelt schwer auf mir.

Montag kam er wieder ins Büro. Er wirkte mürrisch, als wäre der ganze Urlaub eine einzige Pleite gewesen. Gestern war er wie ausgewechselt, plauderte über die gelungene Reise und scherzte sogar ein wenig. Leider habe ich jetzt am Wochenende keine Zeit für ihn, weil ich mich schon mit Renate verabredet habe. Und kommende Woche fliegen Renate und ich für fünf Tage nach Wien. Sie hat die Reise kurzfristig arrangiert. Ich freue mich ja, aber gleichzeitig graut mir schon vor den Anstrengungen. Michael reagierte enttäuscht.

Sonntag, 15. Oktober 1978

Während meines Urlaubs suchte er mit seiner Kamera mehrmals den Schloßpark auf und schoß eine Menge Fotos, die er mir heute nachmittag — zum Pudding — stolz zeigte. Sie sind wirklich gut gelungen. Er hat ein Auge für den richtigen Standpunkt und wählt geschickt die Bildausschnitte. Man sieht, daß er das Detail liebt, nur gelegentlich neigt er zu Postkartenmotiven, wie etwa einen Blick von der Schloßtreppe über den Spiegelweiher hin, an dem lange Prozessionen von Besuchern sich „ergehen", mit Kinderwagen und Schwiegermutter und Hund. Auch einige schöne Hausfassaden hat er aufgenommen, vor allem von der Meliesallee. Wenn er nur will, der Bursche, dann kommen manche unerwarteten Begabungen zum Vorschein, die bisher friedlich in ihm geschlummert haben. Dabei hat er doch auch schon bald seine zweieinhalb Jahrzehnte auf dem Buckel.

Schließlich zeigte er mir mit vielsagender Miene Bilder von einem mir unbekannten jungen Mann. Ein breites Gesicht mit zurückgekämmtem, gelichtetem Haar, Vollbart, Hornbrille; auf einigen Fotos wirkt er nachdenklich, auf anderen still-fröhlich. Einmal sitzt er auf dem Heck seines Autos und spielt verträumt Gitarre; auf einem anderen Bild hält er wie ein Koch Tranchierbesteck in den Händen. Alfred heißt er, genannt Paddel, weil er

beim Gehen mit den Armen rudert. Er hat dieselbe Schule wie Michael besucht, die beiden waren einander aber eher gleichgültig gewesen. Vor zehn Tagen begegneten sie sich zufällig, oder vielmehr: Beide stießen zusammen, als sie gleichzeitig, den Benrather Marktplatz im Visier, um ihn fotografisch zu erlegen, die beste Schußgelegenheit suchten, blind für alles, was nicht Jagdopfer war. Solche Zufälle gibt's sonst nur in Romanen. Paddel lud Michael gleich für den folgenden Samstag in seine Wohnung ein, wo das Geknipse fortgesetzt wurde. „Plattgedrücktes Leben" nannte er die Bilder scherzhaft, ohne dabei eine Miene zu verziehen.

Danach las ich ihm einige Stellen aus meinem Wiener Tagebuch vor. Er hörte gespannt zu und vergaß dabei, seinen Pudding weiterzulöffeln. Wie erstarrt saß er da mit der Dessertschale in der einen, dem Löffel in der anderen Hand.

Dienstag, 28. November 1978

Früher liebte ich den Frühling über alles. Seit einigen Jahren steht mir der Herbst näher: der mittlere, buntgefärbte, der die Unruhe des Lebens, das sich in mir nicht erfüllen kann, stillt; aber auch der späte, der mit seinen Nebeln und seinem Regen bereits in den Winter hinüberführt. Auch den Winter würde ich lieben, wenn er nur nicht so kalt wäre und mir zusätzliche Lasten auflüde.

Montag, 18. Dezember 1978

Es hat mir richtig gut gefallen, und auch Renate, die es noch weniger als ich erwartete, war sichtlich erstaunt. Wenn ich es nicht besser wüßte, hätte ich zuerst gedacht, daß er abgeschrieben hat. Allein schon das Thema seines Referats, „Die Quellen des Nibelungenliedes", war durchaus anspruchsvoll. Was Michael dann in unserem Kreis vortrug, hatte Niveau: Es war vielschichtig und

zugleich anschaulich. Natürlich fehlt Michael die Übung, und auch sein Stil läßt manches zu wünschen übrig, aber das kann mit der Zeit kommen. Jedenfalls wirkte er in unserer kleinen Runde nur wenig gehemmt, er saß sogar für einige Minuten lokker zurückgelehnt im Sessel, und man sah ihm an, er wußte, daß seine Leistung gut war. Hoffe, daß er am Ball bleibt.

Freitag, 29. Dezember 1978

Ich hätte seinen Wunsch, mit ihm Silvester bei Werner und Ulla zu feiern, nicht abschlagen sollen. Das meint Vater. „Er ist doch so ein geradliniger Charakter."

Dienstag, 02. Januar 1979

Die Silvesterfete bei Renate war für mich die reinste „Troktur". Vielleicht wär's nicht ganz so anstrengend gewesen, wenn man sich vernünftig miteinander hätte unterhalten können. Je mehr Leute zusammenkommen, desto mehr scheinen sie sich verpflichtet zu fühlen, Leere zu verbreiten: indem sie entweder nichts oder Nichtigkeiten von sich geben.

Donnerstag, 29. März 1979

Darin seien wirklich schöne Fotografien abgedruckt, wirklich, aber … so hat sich also auch dieses Interesse Michaels in Luft aufgelöst. In das Fotobuch, das ich ihm zu Weihnachten schenkte, hat er wohl kaum reingeschaut.

Sonntag, 27. Mai 1979

Mit seinem heutigen Referat wollte er Renate und mich überraschen — und man muß sagen, es ist ihm gelungen. Er berichtete

von diesem mysteriösen „festival of body and mind“ in London, das er kürzlich besucht hatte, von Parapsychologen, Geistheilern, Astrologen und ähnlichen Gestalten. Wir stritten uns beinahe, weil ich das alles für Humbug halte, mehr noch: für gefährlich, da es in geistige Abhängigkeit und Unmündigkeit führt und die Menschen (wenn auch subtil) versklavt. Michael räumte ein, daß sich in diesen Kreisen sicher etliche Scharlatane fänden, aber man könne doch nicht alles mit Schwindel und Suggestion erklären. Ich glaube zwar auch, daß es Menschen gibt, denen „höhere“ Fähigkeiten in die Wiege gelegt oder später im Leben geschenkt wurden, aber, so weit ich weiß, haben sie diese Gaben immer als Last, nicht als Segen empfunden, und schon gar nicht marktschreierisch verkündet und berufsmäßig ausgeübt. Michael wirkte bei der Verteidigung seines Standpunkts fast verzweifelt. Er gab diese und jene Mißstände zu, aber der Kern durfte nicht angetastet werden, „auch wenn vielleicht 80% oder mehr Betrüger sind.“

Dienstag, 29. Mai 1979

Wir ließen am Sonntag den Wagen stehen und gingen zu Fuß zum Park, durch Urdenbach und den Rhein entlang, denselben Weg, den wir auch im März vorigen Jahres zurückgelegt hatten. Michael riß die Augen weit auf und staunte; er staunte, wie sehr doch die Färbung der Erinnerung von der jeweiligen Laune, oder mehr noch: Gemütslage im Moment des Aufnehmens bestimmt sein kann. Damals waren ihm die Straßen und Plätze, die netten Häuser und die beiden Kirchen wie ein Traum erschienen. Er selbst war durch diesen Traum gewandelt, geschwebt könnte man fast sagen, und hatte die Eindrücke, die ihm zugeflogen, wie einen leichten, freien Atemzug in sich aufgenommen. Es war Hauch des Lebens, der sich ihm aber darum nicht weniger tief einprägte, als ein Hammerschlag des Schicksals, um einmal

seinen doch recht pathetischen Ausdruck zu verwenden. Dieser Hauch freilich vermengte sich im Laufe der Zeit mit Nebeln der Phantasie; und so blieb schließlich ein Traumbild, das mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmte, ein Stadtteil, den es nirgends gab als in seinem sehnsüchtigen Erinnern. Deshalb war er jetzt, angesichts des Originalbildes, ernüchtert. Nur die Straßenlaternen erkannte er wieder, „und irgendwo war hier doch das Haus eines Künstlers?“ Schließlich lächelte er und sagte, daß er froh sei, den verlorenen Ort wiedergefunden und „den Traum zur Wirklichkeit zurückgeführt“ zu haben.

*

Sieh da, ich wußte es doch, dachte Michael. Ich wußte es doch, sie wird bevorzugt. Und ich steh’ wieder hintan.

Er war beleidigt, weil Edith sich über Renates Geburtstagsgeschenk mehr gefreut hatte als über seines — dies jedenfalls meinte Michael beobachtet zu haben. Er hatte ihr ein hübsches Handtäschchen überreicht, schön verpackt und mit Schleifchen, Renate hingegen schleppte einen pompösen Präsentkorb an; geschmacklos, einfach geschmacklos. Und dann sprachen die beiden Mädchen in der kleinen Feierrunde auch noch über ihren nächsten gemeinsamen Urlaub. Und er, Michael, er würde nicht mitfahren. Er vergaß dabei, daß er bereits zu Anfang des Jahres eine Reise nach Jugoslawien gebucht hatte, und zwar für dieselben Wochen, die Edith und Renate gemeinsam in Süddeutschland verbringen wollten.

Michael spürte einen Stich in seiner Brust und dann einen langanhaltenden Schmerz. Es war ein stiller, tiefgehender Schmerz, kein heftiger. Ich wußte es doch. So ist es immer! Und da fiel ihm auch noch ein, daß der neue Arbeitskollege, der im Büro Edith gegenüber saß, ihn mehrmals so eigenartig, fast spöttisch angelächelt hatte; einmal, als Michael Edith um einen Aktenordner

bat, hatte er den Eindruck, störend in eine trauliche Zweierrunde eingedrungen zu sein.

Es war sehr warm, die Sonne klebte unbeweglich am Himmel. So saßen sie im Garten hinter dem Haus, die Eltern waren hinzugekommen, und nun plauderte man fröhlich. Für Michael war es eine Qual, die ganze Zeit ein freundliches Gesicht aufzusetzen. An den Gesprächen nahm er ohnehin kaum teil, wie fast immer, wenn er mit mehreren beisammen saß. Am liebsten hätte er sich auf und davon gemacht, aber das wagte er nicht, da er dann die Atmosphäre gestört hätte und unangenehm aufgefallen wäre. Davor fürchtete er sich immer schon ganz besonders: in den Mittelpunkt zu treten und von den anderen Mißbilligung zu ernten. Er führte ein Mauerdasein: versteckt, zurückgezogen, angeschmiegt; nicht Massenmensch, oh nein, das gerade nicht. Er wollte nicht tun, was alle tun; er schaute sogar vom Rand, an den er sich drückte, mit Verachtung auf das Anpassertum; aber er wollte dabei nicht die Aufmerksamkeit anderer auf sich ziehen, sondern unsichtbar bleiben, denn er fürchtete die Menschen. Er war verletzlich, also schloß er sich ein in sein kleines Kämmerlein.

Als er nach zwei Stunden seinen Wagen bestieg, dachte er bitter: Die würden mich ja doch nicht vermissen, wenn ich einfach wegbliebe, mich nie mehr wieder sehen ließe. Er genoß dabei geradezu den Schmerz, der neuerlich in seiner Brust aufquoll. Erst fuhr er ziellos durch die Straßen, dann aber kam es ihm auf einmal in den Sinn, daß der Park, in dem er schon so manche Wohltaten erfahren hatte, ihm möglicherweise helfen könne; dort würde sich vielleicht so etwas wie eine „Antwort" oder eine „Lösung" finden, wenn nicht gar eine „Entscheidung" treffen lassen. Welcher Art freilich, das wußte er nicht. Seine Lage sollte sich halt irgendwie verbessern, es gab ja Mißerfolge an allen Ekken und Enden. Wenn schon sein Verhältnis zu Edith gestört war, warum ging es dann nicht wenigstens mit Yoga aufwärts?

Jetzt nur zum Park. Alles andere interessierte nicht. Er seufzte. Ach, alle Welt hatte sich gegen ihn verschworen. Während die anderen sich vor Freunden kaum retten konnten, verstieß man ihn in die Einsamkeit. Sogar die Birken hinter Ediths Elternhaus stehen nicht allein! Bei diesem Gedanken allerdings mußte er wider Willen lächeln.

Im Park fand er, nicht weit entfernt von der Orangerie, die stille und abgeschiedene Örtlichkeit, die er suchte: einen von schon zerbröckelnden Ziegelmauern umfaßten Bezirk von der Größe eines Fußballfeldes, der nicht selten menschenleer war, sogar sonntags, wenn die Touristenscharen den Park überfielen. Auch jetzt zeigte niemand sich in dieser verwunschenen Abgeschiedenheit. Einsam lag der Platz da und zog nur den an, der selber die Einsamkeit suchte. Meinte Michael.

Er setzte sich auf eine Bank nahe dem Eingang der Anlage. Für kurze Zeit hob er seinen Kopf aus dem trüben Tümpel seines schmerzenden Ich und schaute sich um. Eigentlich so richtig romantisch hier: die gelb- und rotblühenden Rosensträucher, die an den alten Mauern hochrankten, dazwischen Schlingpflanzen und Efeu; die dichten dunkelgrünen Kronen der hinter den Mauern hochaufragenden Bäume, die einen weiteren Schutzwall um diesen Bezirk bildeten. Die unbewegte Luft dieses Spätnachmittags schien von einem hauchzarten roten Gewebe durchsponnen zu sein. Doch die Gedanken, die eben noch von Rosenduft und der Stimmung des Zwielichts verdrängt worden waren, begannen ihn wieder zu quälen. Kurz bevor er neuerlich im Ego-Tümpel versank, erblickte Michael genau in der Mitte der Anlage in einem großen steinernen Kübel einen Strauch. Auch du bist einsam, dachte unser Einsamer. In einen steinernen Panzer gezwängt, abgetrennt vom Leben der Wiese. Sein Freund hatte ihn im Stich gelassen. Michael hatte gehofft, ja geradezu erwartet, ihn in seinem wackeligen Häuschen anzutreffen — aber niemand öffnete, Werner war einfach nicht da, wahrscheinlich irgendwo mit anderen Freunden zusammen.

„Im Stich gelassen“ hatte ihn vor langen Jahren, so fiel ihm jetzt ein, auch Udo, ein Nachbarsjunge, mit dem er seit seiner Kindergartenzeit befreundet gewesen war. Sein bester Freund — genaugenommen sein einziger, denn die anderen sah er alle nicht als „richtige“ Freunde an. Eine Zeitlang waren sie fast täglich beisammen, im Garten hinter dem Mietshaus oder in der Wohnung, am liebsten aber unten im Bachtal, wo sie oft stundenlang abenteuerten. Doch dann, eines Tages, zog Udo mit seinen Eltern weg, nach Pirmasens (Michael wußte nicht einmal weshalb, er wollte es auch nicht wissen), und das Schlimmste: Udo freute sich über die Umsiedelung, ja, er erzählte sogar ganz freimütig, daß er an seinem Wohnort bereits einige Freunde gefunden habe. Ein schwerer Schlag für Michael.

Die Wunde war noch nach Jahren nicht ganz verheilt, und die Stelle, die Udo in Michaels Leben eingenommen hatte, blieb ein Loch, das erst lange Zeit darauf von einem anderen Menschen wieder aus- und aufgefüllt wurde. Seine Mutter beklagte, daß er sich zu einem Stubenhocker entwickle. Konnte er denn nichts anderes tun, als — nach Erledigung der Schulaufgaben — seine Nase in Märchenbücher zu stecken?

Ja, Märchen, dachte er jetzt. Hier, an diesem abgeschiedenen Ort, war es doch fast wie im Märchen. Irgend etwas müßte doch jetzt geschehen, in der alten Ziegelmauer sich eine Türe öffnen zu einem irgendwie anderen Sein. Ein Zauber müßte aus den Rosenblüten steigen, ganz selbstverständlich, ohne Staunen zu erregen und ohne Aufwand. Damals, als er während seines dritten Schuljahrs wieder ins Krankenhaus kam, für sechs Monate, hatte er in einem Schrank, der klein und unauffällig in einer Ecke des Gemeinschaftsraums stand, ein bebildertes Kinderbuch gefunden, mit dem vielversprechendem Titel „Die Zauberuhr“. Ein kleiner Junge, so las der Neunjährige, hatte auf dem Dachboden der Großeltern eine alte Taschenuhr gefunden, die sich in ihrem Aussehen in keiner Weise von gewöhnlichen Uhren unterschied.

Bald entdeckte der Junge durch Zufall ihre Zauberkraft: Drehte er das Aufziehrädchen, so wurde er blitzschnell an beliebige Orte versetzt, die er zu sehen wünschte. So bestand der Junge in zahlreichen Ländern der Erde gefahrvolle Abenteuer, bis ihm schließlich die Uhr hinfiel und zerbrach, wodurch sie ihre Zauberkraft verlor. Natürlich glaubten die Großeltern von seinen phantastischen Erzählungen kein Wort, aber er selbst wußte: Es war Wirklichkeit.

Michael las das Buch in einem Zug durch, er verschlang Seite für Seite. Seine Augen wurden feucht vor Ergriffenheit. Sich an jeden beliebigen Ort zu versetzen, das müßte man auch können. Durch die Luft fliegen, frei und leicht. Stark sein und Abenteuer bestehen. Und Bewunderer finden in allen Ländern der Erde, vielleicht auch Freunde, richtige Freunde.

Er las auch später noch mit Vorliebe Märchenbücher, las von Zauberworten und geheimen Zeichen, sogar in Berichten fernöstlicher Meister, aber nicht einmal in seinen Träumen, geschweige denn in der wachen Wirklichkeit, wollte ihm der Ausflug in andere Länder oder Welten gelingen.

Und wie sah es heute aus?

Der Gedanke an seine versperrten Möglichkeiten, an die verriegelten Türen ins Jenseits stieg in ihm auf, und sogleich giftete Bitterkeit in seiner Seele.

Er sah kein Tor, das sich öffnete. Der Park schwieg. Kein erlösender Gedanke flog ihm zu, nichts kam in Bewegung, nichts änderte sich. Der Strauch stand immer noch einsam und allein inmitten der weiten Rasenfläche. Michael spürte jetzt deutlich die Unruhe in seinem Inneren. Hier wollte er nicht länger bleiben, hier hielt er es nicht mehr aus. Er erhob sich von der Bank und verließ mit eiligen Schritten die Anlage. Eilends auch durchquerte er den Waldteil das Parks und strebte dem Rhein zu. Wohl fühlte er die beruhigende Wirkung des dunklen Grüns, das von der tiefstehenden Sonne hier und dort hell gefleckt wurde, auch

genoß er (insgeheim!) die angenehme Kühle der Baumschatten; dennoch verlangsamte er nicht seinen Schritt. Er wollte nicht Rast finden, sondern eine Entscheidung (So! Basta!).

*

Walter Lierenfeld, Ediths Vater, hatte soeben ein Buch aus dem Regal gezogen und sich, nachdem er die Lesebrille aufgesetzt, in seinem Liegesessel niedergelassen, als es an der Haustür klingelte. Doch er hörte es nicht und begann zu lesen. Er war schwerhörig. Walter Lierenfeld liebte über alles die Romanciers des 19. Jahrhunderts, hatte sich jedoch kürzlich, auf Anregung seiner Tochter, an Goethe herangewagt, den er bisher gemieden hatte. Seitdem war er auf diesen Dichter versessen und verschlang seine Werke. Überhaupt las er viel, vor allem seit seiner Pensionierung, doch war dies nur eine Beschäftigung neben anderen. In Maßen half er seiner um 13 Jahre jüngeren Ehefrau Hedwig im Haushalt und Garten, besorgte kleinere Einkäufe, erledigte Behördengänge und Schriftverkehr, bummelte durch Benraths Straßen oder ging im Park spazieren, nicht selten in Begleitung Ediths, und am liebsten sprachen sie dann über die Bücher, die sie gerade lasen. Fast jedes Jahr im Herbst unternahm Walter Lierenfeld mit Edith Reisen nach Wien, Rom, Florenz oder anderen sehenswerten Städten — die Mutter war zu einer Mitfahrt nicht zu bewegen —, und er wie die Tochter waren wochenlang damit beschäftigt, sich lesend und durch Gespräche darauf vorzubereiten.

Im übrigen hatte er sich ja einen geruhsamen Lebensabend durchaus verdient: Von Jugend an hatte er schwer gearbeitet, zusammen mit Hedwig vier Kinder großgezogen, schließlich bei der Errichtung der Siedlung geholfen. Jetzt, im Alter, wollte er die Früchte der Arbeit kosten und genießen, was er aufgebaut hatte.

Sein Leben setzte sich im wesentlichen aus zwei Teilen zusammen: aus Lesen und Schlafen. Nach einer langen Nachtruhe von zehn Stunden und nach einem guten Frühstück zog er sich in sein Lesezimmer zurück und nahm eines der geliebten Bücher zur Hand. Zwischendurch gönnte er sich Ruhepausen, legte das Buch neben den Liegesessel auf den Boden, darauf die Brille, dann schloß er die Augen und faltete die Hände über seinem beachtlichen Bäuchlein. Für Minuten nun meditierte oder schlief er, um anschließend, ausgeruht, wieder Brille und Buch vom Teppich aufzuheben und mit seiner Lieblingstätigkeit fortzufahren.

Nachmittags ebenso. Dazwischen ein langer Mittagsschlaf. Den Abend ließ er bei einem gemütlichen Plausch mit Hedwig und seiner Tochter ausklingen. Plausch ist vielleicht nicht so ganz der richtige Ausdruck, da sie nämlich, infolge seiner Schwerhörigkeit, sehr laut reden mußte. Und auch seine Stimme schallte kräftig und füllte den Raum voll aus, wie bei vielen Menschen mit vermindertem Hörvermögen, die zu leise zu reden meinen. Jemand, der am geöffneten Fenster vorbeiginge, hätte die Unterhaltung der beiden, zumal bei Hedwigs Temperament, leicht für einen Ehestreit halten können.

„Vater! Besuch! Besu-uch!!“ Ediths helle Stimme drang in seine Stille ein. Nur selten trug er ein Hörgerät: all diese lästigen Nebengeräusche der Umwelt, die dem normal Hörenden meist nicht zu Bewußtsein kommen.

Er erhob sich. „Je später der Abend, desto schöner die Gäste“, begrüßte er händeschüttelnd und schelmisch lächelnd Herrn Wollner, den Nachbarn. „Ein Bier, Karl?“

„Warum nicht, Walter?“ Karl Wollner wandte sich Edith zu, der er bereits an der Tür gratuliert hatte: „Aber vor allem wollte ich ja deinetwegen reinschauen. Erinnerst du dich noch? Fünf Jahre warst du alt, als wir uns kennenlernten.“ Die Hände des Rentners hielten ihre magere Rechte umschlossen.

„Mutter! Mutter!!! Karl ist da!!!“ dröhnte auf einmal Walter Lierenfelds Stimme. Er war hilflos ohne Hörgerät, das sich gegenwärtig auf seinem üblichen Ablageplatz im Eßzimmerschrank befand.

Wenig später saß man am Wohnzimmertisch.

„... und der Riegel Schokolade fing in deinem Händchen schon zu schmelzen an. Ich frage dich: ‚Aber warum ißt du denn die Schokolade nicht?‘ Und du sagst: ‚Heute am Karfreitag ist doch das liebe Herrgöttchen gestorben!‘ Ein paar Minuten später seh’ ich dich wieder, diesmal ohne Schokolade in der Hand. ‚Wo ist sie denn?‘ frage ich. Du zeigst mit dem Finger auf deinen Bauch. ‚Ja, aber ich denke, heute ist das liebe Herrgöttchen gestorben?‘ ‚Mein Papa hat’s mir jetzt aber doch noch erlaubt.‘“

Alle lachten, am lautesten Walter Lierenfeld.

„Erinnert ihr euch nicht auch noch an die Geschichte mit dem Traktor?“ wandte Herr Wollner sich an alle. „Es war ... wann war das noch mal? — Ja, es muß kurz darauf gewesen sein. Ein Bauer, er wohnte nicht weit von hier, hatte versprochen, unsere Gärten umzupflügen. Klein-Edith und ich stehen also an der Straße und warten. Niemand kommt. Ich frage: ‚Was machen wir nun?‘ Sagt sie: ‚So, ich bete jetzt, dann kommt er.‘ Kaum hat Klein-Edith ihr Gebet gesprochen, hört man auch schon das Motorengeräusch des Traktors. Am Nachmittag wollte der Bauer nochmals kommen. Und wieder warten wir beide. Da frage ich: ‚Edith, willst du nicht noch mal beten?‘ Sie tut’s, und eine Minute später biegt der Traktor um die Straßenecke. Ich muß sagen, an den lieben Gott glaub’ ich ja nicht. Aber da hab’ ich erst mal ganz nett gestaunt.“ Und eine Weile später setzte er hinzu: „Ja, zwanzig Jahre sind das jetzt her.“

„Hast du eigentlich noch die Tonbänder von damals?“ fragte Ediths Mutter.

„Selbstverständlich hab’ ich noch die Aufnahmen.“

Du meine Güte, er wird sie doch jetzt nicht etwa holen wollen, dachte Edith erschrocken und atmete erleichtert auf, als er

hinzufügte: „Bei nächster Gelegenheit können wir sie uns ja mal anhören.“ Es hätte sie jetzt zuviel Kraft gekostet und eine einzige Qual bedeutet. Ohnehin hatte sie vorhin schon begonnen, sich für die abendliche Fernsehstunde mit den Eltern und das anschließende Zubettgehen vorzubereiten, als Karl Wollner an der Tür klingelte.

„Einfach köstlich, das Märchen vom Fischer und seiner Frau. Du hast die beiden immer abwechselnd aufs Band gesprochen, auswendig. Und so flink. Und wie wibbelig sie dabei war, immer mit den Füßen unter die Tischplatte getreten, das gab dann beim Abspielen ein fürchterliches Getöse!“ amüsierte sich der Rentner.

„Immer in Bewegung war sie, nie konnte sie stillhalten. Hat ja auch am liebsten mit Jungens rumgetollt.“ Herrn Lierenfelds Augen blitzten auf: wieder dieses schelmische Lächeln.

„Jungen interessierten sie damals mehr als heute“, bemerkte Frau Lierenfeld.

Edith warf ihrer Mutter einen ängstlichen Blick zu. Nicht etwa, weil der Gedanke, noch unverheiratet zu sein, sie in Panik versetzt hätte, nein: Ihr schien es absurd, an Männer zu denken, sie fühlte sich den Anforderungen einer Partnerschaft nicht gewachsen. Aber sie hatte Angst davor, daß die Mutter sich, wie so häufig in dieser Angelegenheit, aufregen und dadurch die bisher doch so gute Stimmung verderben könnte.

Die Mutter ließ das Thema jedoch keineswegs. „Du warst so ein hoffnungsvolles Kind, und heute … kleine Kinder, kleine Sorgen — große Kinder, große Sorgen!“

Karl Wollner, dem sichtlich unbehaglich war, fragte Edith nach ihren Geschenken, die sie ihm bereitwillig zeigte, darunter einen Band mit Zeichnungen zu Goethes Faust. Kurz darauf verabschiedete sich der Nachbar, und wenig später saß die Familie fernsehend im Wohnzimmer. Als man dann zu Bett ging, nahm die Mutter ihre Tochter in den Arm: Sie meinte es doch gut mit ihr. Und auch Herr Lierenfeld drückte Edith an sich, warm und herzlich.

„Ich bin froh, wenn ich endlich liege“, sagte sie erschöpft. Und die Mutter erwiderte: „Ich auch. Heute war’s wieder eine richtige Troktur!“

*

Am Südrand von Düsseldorf, angrenzend an die Stadtteile Urdenbach und Garath, erstreckt sich das Gebiet der Kämpe, der Auenlandschaft um den Altrhein. Dieser hat für seinen anspruchsvollen Namen sehr bescheidene Ausmaße, er ist ein träges Gewässer im ehemaligen Bett des Stromes, das eine Vielzahl kleiner Tümpel bildet. Zur Zeit der Schneeschmelze allerdings wird das Gebiet oft weithin überschwemmt, und nur die nackten Bäume ragen noch hervor; gefriert das Wasser dann bei starkem Frost, so finden Schlittschuhläufer hier ein wahres Paradies.

Im August freilich sind die Wassermassen längst wieder verschwunden, doch haben sie deutliche Spuren hinterlassen: ein Meer üppig wuchernden Grüns, in dem selbst das Licht grünlich wirkt.

Träge hing die rote Sonne in der unbewegten Luft und schien nur ungern hinter dem ihr so nahen Horizont versinken zu wollen. Alles war still hier, wie eingeschlafen. Die schwüle Luft lastete auf der schweigenden Natur. Selbst die Vögel, die sich doch zu dieser Tageszeit durch Geschrei und Rufe und Gesang stärker bemerkbar zu machen pflegen, selbst sie schwiegen. Nur einmal ließ ein Kuckuck seine Stimme vernehmen.

Eine einzelne Gestalt nur wanderte durch das weite Grün. Seinen Kopf hielt der junge Mann gesenkt, der Blick war zu Boden gerichtet. Wohl schaute er gelegentlich auf, aber das Gesehene senkte sich nicht in ihn ein. So ging er vorbei an den weiten, durch Reihen hoher Pappeln begrenzten Wiesensälen, in denen von Unterholz umrundete, vielstämmige Bäume ein Inseldasein führten; vorbei an den mit Wasserlinsen bedeckten Tümpeln, an

den Feldern von Schilf und wilden Gräsern und an urwelthaften Blattgewächsen. Gerade das zu beiden Seiten des Dammes großzügig hingestreute Violett der Blüten hätte die Aufmerksamkeit des jungen Mannes auf sich ziehen müssen; er liebte diese Farbe von Kindheit an, sie hatte so etwas vibrierend Sehnsüchtiges. Doch er sah, soweit sein Bewußtsein überhaupt etwas von außen aufnahm, kaum mehr als den Schotter und die weit in den Weg hineinhängenden Brennesseln, die nur einen schmalen Durchgang ließen. So bemerkte er auch nicht, daß er seit Minuten schon durch einen natürlichen Laubengang aus Weidengebüschen ging, deren silbrig-grüne Blätter in der Abendsonne schimmerten.

Erst als rechts einige Birken erschienen, hinter denen, befreit von den Pappelkolonnen, die Wiesen sich aufatmend dehnten, bis ihnen in der Ferne ein Waldstreifen wieder Einhalt gebot, tauchte der einsame Spaziergänger aus dem Sumpf seiner wirren Gedanken auf.

Seine Augen klärten sich. Er blieb stehen. Und spürte den Lufthauch, der seine Stirn umstrich. Und hörte, wie, zwar noch zögernd, einige Vogelstimmen sich erhoben. Wie die Blätter der Bäume leise rauschten. Und er erblickte die schmale Brücke, die über den Altrhein führte. Jenseits dämmerte Wald. Neue Hoffnung flog ihn an, er lief über die Holzbohlen der Brücke und gelangte nach kurzem Anstieg auf einen breiteren Weg. Jetzt erst, als er sich umschaute, sah er die Wohnblöcke, die hinter den Bäumen emporragten. Der Anblick ernüchterte ihn, doch dann fiel ihm ein, daß er den Häusern auch den Rücken zuwenden könne. Man mußte ja nicht hinsehen.

Ein Baumstumpf bot ihm willkommene Sitzgelegenheit. Mehr als eine Stunde war er schon gegangen, hatte gesonnen und gegrübelt, Gedanken hin und her gewälzt, doch einer Lösung war er keinen Schritt nähergekommen. Jetzt spürte er, wie Müdigkeit sich auf ihn legte und sein Körper zusammensackte. Am liebsten hätte er sich hingelegt, um schlafend zu vergessen, den Schmerz

in seiner Seele und die Anstrengung, grübeln zu müssen. Als er eine kleine Bewegung zur Seite machte, blitzte es in seine Augen. Ein letzter Strahl der untergehenden Sonne war vom Wasserspiegel einer der Tümpel reflektiert worden. Und im selben Augenblick dachte er: Paddel. Einfach nur — Paddel. Er stand auf, nickte einige Male leicht mit dem Kopf und sagte, während er geistesabwesend den Weg entlangtrottete, leise vor sich hin: „Ja. Paddel … die OT nächsten Donnerstag … jeden Donnerstag OT, hat er gesagt … also, dann zur OT.“ Langsam überzog ein Lächeln sein Gesicht, und schräg aus seinen Augenwinkeln blinkte — wenn auch nur für kurze Zeit — so etwas wie Triumph. „Ja, genau!“ rief er laut, und seine Schritte beschleunigten sich. Und dann fing er auch noch an zu singen! „Ewig neue Seligkeit, durchflute meine Seele heut’. Mein Selbst durchdringt nun alles Sein und öffnet meinen Freudenschrein.“

Als er eine halbe Stunde später aus dem Wald trat, hatte längst wieder der Schmerz Besitz von ihm ergriffen.

*

Montag, 03. September 1979

„Du hast bei deiner Schilderung nicht so ’n bißchen übertrieben?“ fragte ich ihn. „Nein!“ antwortete er und schaute mich erstaunt an.

Demnach ist ihm also das ganze Wochenende ins Nichts zerronnen. Am Samstag bis 11.00 Uhr gepennt, dann in die Stadt gefahren und in Kaufhäusern von Bücherstand zu Bücherstand gelatscht, auf der Suche nach etwas, „was irgendwie mein Leben bewegen könnte“. Und so schwankte er hin und her zwischen Heilkräutern, Psychotherapie und integralen Entspannungsübungen, zwischen Aroma-, Farb- und Auratherapie, Berichten von Wunderheilern und „Tips“ von Lebenskünstlern, die beim

Anblick von Blumen und anderen „kleinen Dingen des Lebens“ wieder Freude gewinnen und neuen Sinn finden oder mit Hilfe einfacher „Strategien“ und „Methoden“ Erfolge in allen Lebenslagen sichern — und das alles in preiswerten Taschenbüchern, die dem Laien Ratgeber und Lebenshilfe sein wollen.

Am Nachmittag badete er. Genauer: Er döste im warmen Wasser vor sich hin, überließ sich Träumen und Gedankenfetzen, eine Stunde lang. Nachher fühlte er sich schlapp.

Dennoch gelang es ihm am Abend, sich aufzuraffen, ins Kino zu gehen und den neuesten James-Bond-Film anzusehen (ohne Brille, er wollte seine Sehkraft stärken: So hatte er es in einem Lebenshilfe-Buch gelesen). Zu Hause hätte er stattdessen mit seinen Eltern fernsehen können, einen amerikanischen Western.

Am Sonntag nach dem Aufstehen kurzer Waldspaziergang, Mittagessen, dann legte er sich hin, „um auszuruhen“. Wovon? Nur ein Stündchen wollte er liegen, aber es wurden drei, weil es ihm nicht gelang aufzustehen. Als er schließlich doch aus dem Bett taumelte, fühlte er sich völlig benommen. Durch Atemübungen versuchte er wieder frisch zu werden, aber es wurde nur noch schlimmer. „Bleikopf oder Gummikopf, das ist hier die Frage“, bemerkte er bitter-witzig.

Als ich vorsichtig ein wenig Kritik durchschimmern ließ, fühlte er sich gleich angegriffen. Ich würde ja vielleicht gar nichts sagen, wenn er bei dieser Lebensweise (die ich in letzter Zeit verstärkt beobachte) glücklich wäre.

Dienstag, 04. September 1979

Renate fragte mich, ob ich sie nicht am Sonntag besuchen wolle, wir könnten dann in den Kämpen spazieren. Ganz verbergen konnte Michael seine Enttäuschung nicht, als ich ihm daraufhin absagte. Aber Renate hat nun einmal weniger Zeit und Gelegenheit als Michael, deshalb muß ich ihr „Vorrechte“ einräumen.

Gelegentlich meldet sich dann mein Gewissen, weil es mir vorkommt, als strapazierte ich — besonders in den letzten Monaten — seine Geduld und seine Liebheit zu sehr.

Donnerstag, 06. September 1979

Gestern in der Post Michaels Urlaubsgruß aus Jugoslawien, eine Woche verspätet. Wieder nur eine Ansichtskarte mit wenigen Worten darauf, das ist alles. Ich war enttäuscht. Vielleicht hatte ich mehr erwartet an persönlichen Äußerungen, oder wie ich es nennen soll. Möglich, daß es an dem Mädchen liegt, das er dort kennengelernt hat, Ina, aus dem Westerwald; zum Schreiben fand er wohl wenig Zeit. Über seinen Anhänger aus Silberfiligran hatte ich mich vergangene Woche allerdings sehr gefreut, ja, ich war sogar gerührt. Das war kein „Mitbringsel“ oder „Andenken“, sondern ein liebevoll ausgesuchtes Geschenk.

Es bleibt abzuwarten, was aus der Sache mit Ina wird. Bei Urlaubsbekanntschaften bin ich immer skeptisch.

Freitag, 07. September 1979

Gestern war Michael zum zweiten Mal bei der OT. An diesem Tag der „offenen Tür“, so erzählte er mir, hat zu Paddels Wohnung jeder seiner Freunde freien Zutritt, darf also nach Belieben, Lust und Laune vorbeischauen. Die OT bietet Gelegenheit, unverbindlich zusammenzukommen, Bekannte zu treffen und zu tun, was immer man möchte (in gewissen Grenzen, versteht sich), ob nun in der Küche zu brutzeln, mit anderen zu diskutieren oder in einer Ecke Comics zu lesen, die Paddel leidenschaftlich sammelt und mit Akribie in Karteien erfaßt. Michael berichtete begeistert, wie er gestern Pfannkuchen backte (nicht mit Speck oder Apfelscheiben, wie jeder Popelskoch, oh nein, er hatte sich aus einem Taschenbuch ausgefallene Rezepte ausgesucht, mit Mais und mit

Bananen). Paddel versuchte — mit Erfolg — einen Pfannkuchenwendewurf, und schließlich waren fast alle in der Küche versammelt, um einen phantasievollen Gemüseauflauf zu kreieren.

Mitten in die Kochorgie hinein platzte dann ein schlaksiger blonder Bursche mit den Worten: „Hallo, ich bin der Gilligan!“ Dieser Ausruf und überhaupt das lässige Auftreten des jungen Mannes faszinierten Michael — so betonte er wiederholt — derart, daß er Augen und Ohren weit aufsperrte. Außer Paddel schien niemand diesen Gilligan zu kennen, und doch bildete er schon kurz darauf den Mittelpunkt einer Gesprächsrunde. Man diskutierte über Atomkraftwerke, und Gilligan brachte seine Demo-Erfahrungen ein. Allerdings zerfiel die Runde ein wenig später schon wieder, als er die OT verließ, um noch „woanders vorbeizuschauen“. Das also war Gilligan.

Montag, 10. September 1979

August und September sind mir die liebsten Monate im Jahr. Spätsommer, Nachsommer, Herbstbeginn. Es ist dies die Zeit, in der das Leben noch in seiner vollen Kraft steht, und doch der Frieden und die Stille kommender Reife und Sinnerfüllung bereits spürbar werden. Sogar in meinem eigenen Leben leuchten dann Stunden der Beseligung auf. Aber wie schnell sind sie wieder vorbei, zwar in die Erinnerung gesenkt und dort aufgehoben, doch auch schmerzend angesichts der Nöte, die mich von neuem bedrängen.

Der Herbst bringt die Vollendung — und den Niedergang.

Schön und anstrengend zugleich war für mich der Sonntag mit Renate. Am frühen Nachmittag fuhren wir zum Ausleger am Rhein, vorbei an weiten Obstbaumwiesen. Die Luft war leicht wie selten.

Ich wage so etwas — aus einer Art Aberglauben heraus — kaum zu denken, geschweige denn auszusprechen, aber jetzt im nachhinein kann ich sagen: Es ging mir „bombig“. Der Kreislauf spielte mit, ich fühlte mich ganz schlicht und einfach wohl —

fast so, wie viele andere sich tagtäglich fühlen, ohne daß sie sich dessen bewußt wären, weil es für sie selbstverständlich ist. Sie haben einen unausgesprochenen Anspruch darauf.

Ich merke schon, Bitterkeit kommt wieder durch. Kritik an anderen aus Neid? Vielleicht auch ein wenig. Vielleicht ist es aber auch so, daß Leiderfahrung hellsichtiger macht.

Wir waren natürlich nicht die einzigen, die hinaus ins Grüne wollten. Die Straße war voll von Autos und Fahrrädern, was mir jedoch keineswegs die gute Laune verdarb. Auch Renate war gut aufgelegt. Am Ausleger stellten wir den Wagen ab und begannen dann, nachdem wir unten am Ufer noch ein wenig Rheinluft geschnuppert hatten, unseren Waldspaziergang. Sie hat sich mit Rainer also wieder versöhnt. Aus Andeutungen entnahm ich, daß sie ihm wohl heftig Vorhaltungen gemacht hatte. Er lasse ihr keinen Freiraum, hänge sich zu sehr an sie, „und überhaupt". Da er ihre Vorwürfe wohl einfach hatte abgleiten lassen, hatte sie ihm gedroht, aus der gemeinsamen Wohnung auszuziehen. Daraufhin hatte er so lange liebevoll auf sie eingeredet, bis sie nachgab und zu bleiben versprach. Einerseits ist Renate froh darüber, anderseits spürte ich doch die verbliebene Unzufriedenheit. Wie auch immer, heute wollte sie sich einen schönen Tag machen. An diesem Punkt ihrer Rede hakte sie sich bei mir ein, wir beschleunigten unsere Schritte, und lachend berichtete sie von ihrer letzten Fete „beim Gilligan". (Erwähnte nicht Michael kürzlich diesen Namen?)

Nach dem ausgedehnten Spaziergang Rückfahrt und noch ein Bummel durchs „Dorf". Ich war redlich geschafft und fiel am Abend wie ein Stein ins Bett.

Samstag, 15. September 1979

Habe ich tatsächlich geglaubt, dieses Gefühl von Kraft, das ich im Urlaub und in den Wochen danach verspürte, würde mich

so bald nicht wieder verlassen? Insgeheim erhoffte ich es wohl doch — und prompt liege ich wieder auf der Nase. So geht es immer: Kaum wage ich aufzuatmen, setzt es Prügel.

Montag, 08. Oktober 1979

Gestern also trafen sie sich in Köln, Michael und Ina. Viel hat er mir bisher ja noch nicht von dem Westerwälder Mädchen erzählt, immer nur Andeutungen gemacht; ich habe den Eindruck, er sähe mich gerne etwas neugieriger, aber den Gefallen werde ich ihm nicht tun. Auch von dem Treffen in Köln erzählte er nur Bruchstücke: Man sei in „irgend so einem Film“ gewesen und anschließend durch die Stadt gebummelt, schließlich habe er sie zum Bahnhof begleitet. Übrigens trug er heute zum ersten Mal einen silbernen Ring an seiner rechten Hand. Er zeigte mir diesen „Freundschaftsring“ stolz, aber ich sagte nur, daß er hübsch sei.

Samstag, 13. Oktober 1979

Schade! Ich hatte einen anderen Ausgang dieser Geschichte erhofft, aber es sollte wohl nicht sein. Von Montag an wird er im Büro nicht mehr den Platz mir gegenüber einnehmen. Harald hat es geschafft: Er kommt in den Außendienst.

Die Luft war angenehm warm gestern, geradezu frühlingshaft im Vergleich zu den vorhergehenden kühlen Wochen, so daß ich ein leichtes Sommerkleid tragen konnte. Es ging mir verhältnismäßig gut, daher sagte ich zu, als Harald mich für den Abend zu einem Abschiedsessen in der Altstadt einlud. Nach Büroschluß entführte er mich zunächst in ein argentinisches Restaurant. Erst zeigte er sich fröhlich aufgelegt; sein Gesicht zog sich jedoch in die Länge, als er das servierte Hüftsteak anschnitt: Es war ihm nicht mehr „englisch“ genug und dadurch für seine Vorstellung restlos verdorben. Sofort beorderte er den Ober zu sich und ließ

das Essen umgehen. Ein wenig befremdete sein Verhalten mich schon. Feinschmecker hin und her: Aber muß ein wenige Sekunden zu lang gebratenes Fleischstück gleich die ganze Stimmung vermiesen?

Welchen Wert Harald auf gehobene Eßkultur legt, hat er ja bereits vor zwei Monaten bewiesen, als er mich zu einem „Brunch“ in seine schicke Wohnung lud. Während er in der Küche ein exquisites Menü zubereitete, zeigte seine Frau mir das nach dem letzten Schrei eingerichtete Wohnzimmer (Chrom, Glas, schwarzes Holz).

Nach dem mißlungenen Abschiedsessen bummelten wir gestern dann Hand in Hand durch die Straßen. Bummeln ist vielleicht nicht so ganz der richtige Ausdruck: Wir kämpften uns durch die Menschenmassen, denn bei schönem Wetter strömt alles in die geliebte Altstadt. Schließlich flüchteten wir in eine Diskothek, die ich von früher in guter Erinnerung hatte. Doch die Zeiten ändern sich, und wir werden wohl auch nicht jünger: Jedenfalls hüpfte dort lauter junges und jüngstes Gemüse herum, und wir beide kamen uns reichlich deplaziert vor.

Harald wußte zum Glück Rat. Wenig später hockten wir in einem urigen Jazzkeller. Natürlich machte die laute Musik es uns unmöglich, ein vernünftiges Gespräch zu führen. So blieb uns nur übrig, mit den Fingern auf Bierdeckeln zu trommeln oder im Takt mit dem Kopf zu nicken.

Als wir das Lokal verließen, war es bereits dunkel. Ich bat Harald, mich zur Straßenbahn-Haltestelle zu bringen. Dort angekommen, setzten wir uns auf eine Bank — und schwiegen. Er legte einen Arm um meine Schultern und wollte mir unters Kleid grapschen. Ich wehrte mich. Wie vorher beim Essen zog sich sein Gesicht in die Länge. Unverhüllte Enttäuschung. Konnte er sich denn gar nicht vorstellen, daß so ein plumpes Vorgehen vielleicht ein klein wenig ungeeignet ist, Zärtlichkeit zu wecken? In einer Art, als ob er schon gar keine Zustimmung mehr erwartete, fragte

er mich dann, ob ich ihn denn Sonntag besuchen möchte, seine Frau nehme auswärtig an einem Seminar teil. Natürlich lehnte ich ab; für einen Lückenfüller bin ich mir denn doch zu schade.

Zum Glück kam kurz darauf die Bahn.

Montag, 15. Oktober 1979

Als ich gestern vormittag durch den Park ging, machte der würzige Duft der gefallenen Blätter mich glücklich.

Und doch war es der Geruch der Verwesung.

Dienstag, 23. Oktober 1979

Michael jammerte mir heute im Bahnhofscafé vor, er könne sich die Namen anderer Menschen nicht merken: sein schlechtes Gedächtnis. Daraufhin fragte ich ihn, ob er sich für andere wirklich interessiere. Erst stutzte er, dann gab er mir recht. Er will sich von nun an mehr bemühen. Jetzt mußte ich bremsen: bloß keinen Krampf und Aktivismus, damit erreicht er gar nichts, verrennt sich nur und verschlimmert die Sache möglicherweise. Ich erinnerte ihn an seine vergeblichen Bemühungen, in größerer Gesellschaft fröhlich und witzig zu wirken: Es ist aufgesetzt und daher peinlich, viele empfinden es als abstoßend. Wenn sich etwas ändern soll, muß es sich allmählich entwickeln, es muß wachsen. Natürlich kann er Entschlüsse fassen und versuchen, seine Einstellung zu ändern, kann seine Aufmerksamkeit auf die richtigen Gegenstände lenken, geduldig an sich arbeiten. Im übrigen aber muß er abwarten. In solchen Dingen kann man nur Anstöße geben und nicht direkt zupacken.

Michael sann über meine Rede nach. Geistesabwesend rührte er in seiner Trinkschokolade. Ich dachte, alleine schon dadurch, daß er seine geistige Trägheit als Übel empfindet, hat er Abstand von ihr gewonnen und einen Schritt auf dem Weg der Besserung

getan. Nach einer Weile fragte ich ihn, was er jetzt denke. Vielleicht lasse sich die Sache doch etwas beschleunigen, gab er zurück. Kürzlich habe er ein Buch gelesen, mit dessen Hilfe sich die Gedächtnisleistung innerhalb eines Monats um das Zehnfache steigern lasse! Er wisse, fügte er rasch hinzu, ich hielte nichts von derartigen Büchern, aber man müsse es doch erst einmal ausprobieren!

Bei all den Lebenshilfebüchern, die Michael inzwischen gelesen hat, müßte er sich mittlerweile zu einem zehnfachen Genie und einem ungeheuren Ausbund an Glück, Erfolg und Gesundheit entwickelt haben.

Mittwoch, 19. Dezember 1979

Renate hat sich von Rainer getrennt. Endgültig! Zum dritten Mal. Mit Tränen in den Augen sagte sie mir, die Sache habe einen Vorteil, jetzt könnten wir beide wieder öfter in die Oper gehen.

Sonntag, 23. Dezember 1979

Heute schaute Michael nur für knapp eine Stunde bei mir vorbei. Für einen gemütlichen Parkspaziergang reichte es leider nicht, denn er mußte nach Wuppertal fahren, zur „Weihnachtsmeditation“ in seiner Gruppe. Es tat ihm leid, mich so früh verlassen zu müssen, aber gerade diese Feierstunde bedeute ihm „immens“ viel. „Du solltest einmal die Atmosphäre dort erleben!“ schwärmte er mir vor, und summte dann eine eigenartige Melodie vor sich hin. Übrigens hatte er sich gestern zum zweiten Mal mit Ina getroffen. Am Telefon sagte er mir, er wisse nicht, ob er sie noch einmal wiedersehen werde.

**

III. Teil

Gleich am ersten Tag erlebten sie ein furchtbares Gewitter. Ganz urplötzlich brach es los, als sie sich, eine halbe Stunde vom Erholungsheim entfernt, mitten im Wald befanden.

Die erschrockene Schar suchte ihr Heil in der Flucht. Sicher fürchtete nicht nur Michael um sein Leben. Schwester Maximina achtete darauf, daß keiner zurückblieb. Wie erleichtert war man, nach Minuten der Angst endlich das schützende Heim erreicht zu haben.

Das war die donnernde Einstimmung, die die Menschen an Mächte erinnerte, an die sie normalerweise nicht dachten. Das Naturereignis beeindruckte Michael tief. Noch tiefere Spuren hinterließen die kommenden Tage in seiner Seele, Tage des Friedens. Doch ohne das Gewitter wäre die friedvolle Zeit vielleicht weniger bedeutsam für ihn gewesen.

Wochen herrlichen Frühsommerwetters. Täglich spielten die meisten Jungs auf der großen Wiese am Waldesrand Fußball, während Michael, ein wenig abseits unter den Bäumen, das Yoga-Tiefatmen übte.

Am Sonntag dann die Wanderung zu der Kapelle, vor der im Freien ein Gottesdienst abgehalten wurde. Von allen Seiten strömten die Menschen zu dem Hügel. Viele kamen in ihren Trachten. Überall sah Michael frohe Gesichter, er selbst sog tief die Luft des Freiseins ein.

Und dann kam jener Nachmittag, an dem er zusammen mit Schwester Maximina auf der Bergwiese Blumen und wilde Gräser pflückte, für kleine Sträußchen und für Bastelarbeiten mit den jüngeren Kindern. Die anderen fanden am Pflücken und Sammeln wenig Geschmack, Ballspiele waren ihnen lieber. So begleitete der Siebzehnjährige als einziger die Mittfünfzigerin. Tief schöpfte er Luft beim Gehen, doch weniger der Anstrengung des Steigens wegen; die Weite der Landschaft weitete auch seinen Brustkorb. Er achtete kaum auf die Einzelheiten seiner Umgebung und hätte hinterher nur wenige Eindrücke wiederzugeben gewußt. Das Gesamte war es, der Duft, das Licht, die Atmosphäre, was ihn ergriff und körperlich wie seelisch anregte.

Nach zwanzig Minuten hatten sie die Wiese am Hang erreicht. Gegen das Tal zu wurde sie von dunklen Fichten gesäumt, hinter denen man ein Gewässer schimmern sah. Den Horizont bildeten die vor türkisfarbenem Himmel blau und weiß gezackten Bergriesen der Alpen.

Ein wenig leid tat es Michael, bei jedem Schritt durch das Gras Leben zu zertreten, aber es ließ sich nun einmal nicht vermeiden. So ist es eben in der Natur. Doch war dies ja nur eine Seite ihres Wesens, es gab auch eine andere: tiefe innere Verbundenheit etwa, ewiger Kreislauf, kosmische Einheit.

Mild-warme Luft umstrich die beiden, als sie gebückt nach zarten Pflanzen griffen, um sie höherer Sinnerfüllung zuzuführen.

Michael fühlte sich leicht und auf beglückende Weise geborgen. Vielleicht war es schon ein Vorgeschmack künftiger Seligkeit, die ihn, als Schüler Premanandas, bald durchfluten würde. Nur mußten die Eltern dem Minderjährigen die Mitgliedschaft gestatten. Sie wollten ja sicher sein Bestes. Es lag an ihm, sie, die bisher von seinem Plan noch nichts wußten, zu überzeugen. Er würde ihnen alles erklären, soweit sie es verstehen konnten.

Nur auf die günstige Gelegenheit käme es an.

„Mir gefällt, wie du dich um Jürgen kümmerst“, wandte Schwester Maximina sich an Michael. „Zu den anderen findet er nicht so recht Kontakt, was seine Reizbarkeit nur noch steigert, aber zu dir scheint er Zutrauen gefaßt zu haben.“

„Na ja … hat sich mir halt angeschlossen.“

„Es ist schon ein wenig mehr, Michael. Bei der Messe am Sonntag verhielt er sich ganz friedlich, weil du in seiner Nähe warst.“

„Er hat’s ja auch nicht leicht. Viele meiden den Jungen, schon wegen seiner Ekzeme. Da will er sicher unsere Aufmerksamkeit auf sich lenken.“ Michael kam sich, als er das gesagt hatte, richtig schändlich vor. Als ob er besser wäre als die anderen! Hatte er denn Mitleid mit dem Hautkranken und Verhaltensgestörten? Nein! Als Jürgen vor wenigen Tagen die Nachricht erhalten hatte, daß seine Großmutter gestorben sei, hatte Michael entsetzt in sich festgestellt, daß er keinerlei Mitgefühl für den Jungen empfand; es ging ihm nicht nahe, dennoch hatte er ein ernstes Gesicht aufgesetzt, als wäre er betroffen gewesen. Nachher empfand er sein rücksichtsvolles Verhalten als kaum mehr zu überbietende Heuchelei.

„Du gehst gerne in die Messe, Michael? Ich frage das, weil mir am Sonntag deine Andächtigkeit aufgefallen ist.“

Sie näherten sich inzwischen der Mitte der Wiese und hatten bereits ansehnliche Sträußchen gesammelt.

„Ja, es macht mir Freude! Der Mensch braucht die Religion. Kann denn das Leben ohne sie etwas wert sein?“ Er schaute in ihr faltenreiches Gesicht, das durch die munteren und gütigen Augen mädchenhafte Frische ausstrahlte. „Übrigens meine ich, daß … Gott auch in anderen Religionen zu finden ist“, fügte er nach kurzem Zögern hinzu. Und als er merkte, daß er nicht auf Ablehnung stieß, sondern Schwester Maximina ihn fragend und ermunternd anschaute: „Ich hab’ da einige Bücher über östliche Weisheit gelesen, und kürzlich erst eines von einem Yogi, Sri Premananda. Jetzt weiß ich, daß es im Yogasystem auch so

etwas gibt wie die Zehn Gebote … man soll nicht stehlen, und keine Gewalt anwenden, und nicht lügen. Ja, wenn man diese Regeln ganz genau befolgt, wenn man etwa immer die Wahrheit sagt, kann man … kann man sogar wunderbare Eigenschaften erlangen."

Die Ordensschwester hörte ihm aufmerksam zu, während seine Augen vor Begeisterung glänzten. Beide hatten ihr Pflükken unterbrochen. Über Grenzen des Alters hinweg schienen sie sich zu verstehen.

„Bisher habe ich noch wenig davon gehört. Das klingt ja doch vielversprechend."

Michael empfand ihre Worte als Aufforderung weiterzuerzählen, was er auch (für seine Verhältnisse besonders eifrig) tat: „Yoga: Das ist der Weg, sich selbst zu vervollkommnen. Gott, sagt Premananda, ist das Meer, und wir Menschen sind Tropfen dieses Meeres. Der Tropfen muß wieder zum Meer werden. Der Mensch muß entdecken, daß seine Seele … göttlich ist."

„Sie ist von Gott eingehaucht."

„Ja, sie sollte wie ein klarer Tümpel das Licht des Mondes spiegeln, wie ein kristallener Spiegel die Sonne. Die Seele ist wie ein Diamant, der durch Ruß geschwärzt ist. Den Ruß, den muß man abreiben; es gibt dafür bestimmte Methoden und Techniken, die mathematisch genau wirken. Dann … erstrahlt der Diamant im Sonnenschein wieder, dann wird er … selbst zur Sonne. — Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen …"

Die Schwester schaute ihn erwartungsvoll an.

„Ich will sagen: Gott ist selige Liebe, und alles strömt zu ihm zurück. So glaube ich. Aber der Weg ist nicht leicht. Und deshalb gibt es Hilfsmittel. Die finden sich in allen Religionen. Aber im Yoga sind sie zu einem wissenschaftlichen System ausgearbeitet. Dort lerne ich Schritt für Schritt, wie ich den Tempel meiner Seele öffne und Gott in mir befreie."

„Und was ist mit den Menschen, die Yoga gar nicht kennen?"

Diese Frage verwirrte ihn erst ein wenig. Dann aber erinnerte er sich.

„Deren Karma ist schlecht. Dieses kosmische Gesetz besagt, daß jeder erntet, was er sät. Wer ein gutes Karma hat, wer also im vorhergehenden Leben gut war, der findet auch leichter den Weg zur Vervollkommnung."

„Du glaubst an Reinkarnation?"

Wieder zögerte Michael. Diesmal aus Vorsicht.

„Ich habe auch schon darüber nachgedacht", kam ihm Schwester Maximina zuvor. „Nirgends in der Bibel fand ich eine eindeutige Aussage, ob wir nur ein Leben in dieser Welt haben oder mehrere. Ich persönlich glaube — und sicher stimme ich da mit der Kirche überein —, ich glaube, daß es nur eines ist. Wir müssen die Chancen, die dieses eine Leben gewährt, nutzen. Wir können die Erfüllung der Forderungen, die an uns gestellt sind, nicht auf ein späteres Leben verschieben."

„Warum sollten wir auch?" lenkte Michael ein. „Warum zögern, wenn wir uns für die Seligkeit entschieden haben? Wenn wir Erfolg haben wollen, müssen wir etwas dafür tun! Wie sollten wir den Himmel bezwingen, wenn … wenn wir unsere Hände in den Schoß legen?"

„Aber vielleicht wird uns auch etwas geschenkt, der Glaube etwa", wandte die Schwester mit gütigem Lächeln ein.

„Mag sein", wich Michael aus. „Premananda meint, wir müssen Gott immer wieder überzeugen, damit er uns weiterhilft auf unserem Weg … äh … Pfad zur Unendlichkeit."

„Würden doch mehr junge Menschen sich Gedanken über die Religion machen, so wie du!"

Wenige Minuten später traten die beiden schweigend den Rückweg an, die Herzen voller Hoffnung, und in den Händen Blumen und Gras.

*

„Ein hoffnungsvoller junger Bursche" — so hatte Schwester Maximina ihn dem Priester empfohlen. —

Im Pfarrsaal nebenan tanzten sie ausgelassen zu Popmusik, die hier nur noch gedämpft zu hören war. Das kalte Licht des Vollmonds, das durch das Fenster fiel und auf dem Teppich eine breite Bahn zog, stand in seltsamem Kontrast zu dem gelblich-warmen Schein der Stehlampe, der einzigen Lichtquelle in dem kleinen Raum. Michael und der Pfarrer saßen sich gegenüber. Hinter dem Mann ragte ein großer Bücherschrank auf, der von dem schwachen Schein der Lampe nur zum Teil beleuchtet wurde. Die Ölportraits an der Wand hingen ganz im Schatten, so daß Michael kaum Einzelheiten unterscheiden konnte.

Der Priester war von großer Gestalt und mochte etwa 40 Jahre alt sein. Sein schmales Gesicht verriet Anteilnahme, Wachheit und Besorgnis. Michael fühlte sich dem Mann in gewisser Weise verwandt, ohne ihn jemals vorher gesehen zu haben, geschweige denn ihn näher zu kennen.

Zwischen den beiden entwickelte sich ein lebhaftes Gespräch über weltanschauliche Fragen. Das Thema lockte Michael aus der Reserve. Der Pfarrer ließ gerne seinen jüngeren Gesprächspartner zu Wort kommen und ermunterte ihn durch Gesten oder kurze Zwischenfragen, noch mehr aus sich herauszugehen. Er selbst schien ein nachdenklicher und dabei aufgeschlossener Mensch zu sein, der, bei großen eigenen Begabungen, begierig war, von anderen hinzuzulernen.

Nicht nur von Hohem sprach man, sondern auch von den Niederungen dieser Welt, die Michael eindringlich als Fessel und Kerker der Seele beschrieb. Überwinden müsse man das Welthafte, entlarven als seelenversklavendes Lügengespinst, als trügerischen Traum von Freude und Leid, der zu verblassen habe angesichts der Wirklichkeit reinen Geistes.

Aufmerksam folgte der Pfarrer seinen Ausführungen. Als Jugendseelsorger beschäftigte er sich überwiegend mit Heranwach-

senden, und diese äußerten häufig Meinungen, die in den Ohren Erwachsener unreif oder rebellisch klingen mochten. Wenn er nun ihr Vertrauen gewinnen wollte, mußte er da nicht die unterschiedlichsten Meinungen erst einmal tolerieren? Warum sollte aus den unbefangenen Worten eines Jugendlichen nicht ebensoviel Wahrheit sprechen wie aus den Äußerungen gebildeter Erwachsener? Den Jüngeren fehlte, zugegeben, so manche Erfahrung, dafür eignete ihnen größere Frische und Natürlichkeit. Und gewissen Moden und Trends unterworfen konnten diese wie jene sein.

„Man sollte sich von allem lösen, was an Irdisches bindet. Von allen Trieben und Genüssen, von allem … Verhaftetsein. Dann erst ist man wirklich frei! Dann erst kann man die Ketten der Materie gänzlich abschütteln!" Michael war stolz, diese treffenden Worte gefunden zu haben.

„Wissen Sie, junger Mann, es gibt sinnliche Freuden, die einen aufrichten können. Mir jedenfalls geht es so. An manchen Abenden bin ich von meiner Arbeit völlig erschöpft; oder ich mußte tagsüber viele Enttäuschungen erleben; oder es war ein Tag, an dem ich von Fehler zu Fehler gestolpert bin. Wenn ich dann eine Schallplatte mit einem Klavierkonzert oder einer Sonate von Beethoven auflege und mich in einen Sessel setze und nichts weiter mache, als der Musik zu lauschen: dann schenkt mir das neue Kraft und Trost, und ich fühle mich danach wieder wie ein ganzer Mensch, der das Leben aus dem Glauben weiterhin wagen kann. Sagen wir", fügte er in leicht ironischem Tonfall hinzu, „es ist meine persönliche Schwäche." Er schaute Michael gutmütig an.

„Auch das ist noch eine Bindung an die Welt!" gab dieser sogleich zurück, indem er den Pfarrer ernst anblickte. „Sie sollten von Beethoven loskommen! Sie sollten sich einzig und allein auf Gott konzentrieren! Alles andere ist unwichtig!"

„Da mögen Sie recht haben", antwortete nach kurzem Zögern der aufgeschlossene Priester.

*

„Totenlage“ heißt die Stellung, die er einnahm.

Nach dem Essen ruhten die Kinder und Jugendlichen in einem großen Raum, zwei Stunden lang. Sie sollten schweigend liegen, im übrigen war es in das Belieben jedes einzelnen gestellt, ob er nun las oder schlief. Zwei Stunden Ruhe können eine sehr lange Zeit sein, besonders dann, wenn es einem vor Unternehmungslust im ganzen Körper kribbelt. Wen wundert es, daß die meisten sich von einer Seite zur anderen wälzten und daß überall geflüstert wurde.

Nur Michael verharrte unbewegt in der Totenlage. Natürlich fragten ihn einige, unter ihnen auch Schwester Maximina, was dieses eigenartige Stilliegen bedeute. Stolz sagte er dann, es handele sich um eine Yogaübung zur Tief-Entspannung. So ganz stimmte seine Auskunft nicht. Die Übung enthielt auch Elemente einer indianischen Revitalisierungs-Technik, vorgestellt in einer von seiner Mutter gelesenen Frauenzeitschrift.

Michael hielt durch. Wie tot lag er auf dem Rücken. Keinen Körperteil rührte er, nur sein Brustkorb hob und senkte sich.

Die Übung war vor allem eine geistige. Der ganze Körper mußte, in immer neuen Durchgängen, innerlich abgetastet werden, von den Zehen bis zum Scheitel. Jedes Mal war ein tieferer Grad der Entspannung herzustellen. Schließlich, wenn das Muskelgewebe schlaff und schwer dalag und nur noch der Atem das Leben des Körpers anzeigte, galt es, sich loszulösen aus dem Brei der Körpermasse, sich hochzuschrauben in weit höhere Gefilde, den Geist zu heben in die Freiheit schwerelosen Seins. Anschließend dann die Rückkehr in das Fleisch und in die Knochen, in die Materie und den Erdenschein.

So jedenfalls war es geplant. Dies war das Schema, an das er sich hielt. Mit großer Entschiedenheit und eisernem Willen versuchte er sich zu entspannen und zu lösen.

Sechs Wochen dauerte der Aufenthalt an diesem Ort. Sechs Wochen lang täglich die Körper-Geist-Tiefentspannung. Weder

Lösung in die Tiefe noch Flug in die Höhe wurden Michael zuteil. Doch er hielt beharrlich durch.

Sechs lange Wochen dauerte der Aufenthalt; und täglich rückte die „Gemeinschaft“ näher.

*

Eine der vier Achsen, die den Waldteil des Schloßparks durchzog, verband die Wasseranlage der „Trompet“, die den gleichmäßigen Wasserstand des Spiegelweihers sicherte, mit dem Viereckigen Weiher. Schaute man von der Trompet aus die Achse entlang, so erkannte man den allmählichen Anstieg des Weges bis zum Rondell; dahinter fiel er langsam wieder ab. Genau genommen bildeten zwei parallele Wege, geteilt durch mittlere Rasenstreifen, die Achse. Die letzten Meter vor dem Rondell wuchs rechts und links dieser Allee der Waldboden wallförmig bis zur Höhe eines Erwachsenen empor, so daß ein Spaziergänger für eine kurze Strecke durch eine Art Hohlweg ging.

Es war um die Osterzeit 1980. Angesichts der nahenden Abenddämmerung flöteten die Singvögel, quakten die Enten und schrien die Möwen.

Zwei Spaziergänger erreichten soeben über einen Seitenweg den von niedrigen Gewächsen umrandeten Trompetentümpel und wandten eher zufällig ihren Blick hin zum Rondell.

Vor Erstaunen blieben sie einige Sekunden stehen. Sie schauten geradewegs in die zartrote Sonne, die groß über der freien Plattform des Rondells schwebte, seitlich gerahmt von den Wällen, von Hecken und Baumstämmen, überdacht von den sich über ihr schließenden lichten Kronen.

Ein Anblick vollendeten Friedens.

„Nein! Niemals! Das ist unmöglich!“ Mit energischen Schritten setzte der junge Mann als erster den Weg fort. Stur ging er geradeaus weiter und übersah dabei trotzig, daß die Frau lieber

eine andere Richtung eingeschlagen hätte. „Das kann ganz einfach nicht sein! Hast du das Buch von Premananda denn vollständig durchgelesen? Nein, hast du nicht! Wie kannst du dann behaupten, in der europäischen Literatur findet sich ebensoviel Weisheit wie bei ihm?"

„Was hast du nur auf einmal?" fragte die Frau betroffen zurück. „Eben haben wir uns doch ganz ruhig darüber unterhalten."

„Ach!" gab er verächtlich von sich. Er rang nach einer Antwort. „Mir scheint, du bist vollgestopft mit Vorurteilen gegen Premananda". In dem Gesicht des Mannes hatten sich Zorn und düstere Tragik miteinander vermählt.

„Ich glaube, du suchst jetzt einfach nur Streit", gab Edith gereizt von sich.

„Aha, du versuchst also auszuweichen!" Michaels Stimme wurde immer lauter. „Wer hat denn mit dieser Geschichte angefangen? Häh? Wer hat denn vorhin über ‚Schnellerlösungslehren' gespottet und … und über die ‚Neureligiösen', die sich die Mühe des Suchens ersparen und die göttlichen Geheimnisse als … als Fertiggericht konsumieren möchten? Häh? Glaubst du, ich wußte nicht, wen und was du damit meinst? Sicher nicht die katholische Kirche, in deren ‚Schoß' du jetzt wieder zurückgekehrt bist."

„Du willst mich wohl verletzen?"

„Wer will hier wen verletzen?" fragte er angriffslustig zurück. „Du versuchst doch die ganze Zeit, Premananda herunterzumachen! Du bist es doch, die sich über Yoga lustig macht!"

„Red' keinen Scheiß! Das stimmt so nicht, du übertreibst wieder maßlos. Ich hab' allgemein über religiöse Entwicklungen geredet. Entschuldige bitte, daß ich es wagte, meinen Mund aufzutun!" Ihre Stimme zitterte.

„So, ich lüge und übertreibe?! Ich mache also wieder alles falsch?!"

„Merkst du gar nicht, daß du jetzt nur an dich denkst?" schrie sie.

Erst jetzt sah Michael, daß Tränen in ihren Augen standen. Er wertete sie als weiteren Angriff auf sich. „Gut, dann schweige ich eben! Dann kann ich auch nichts mehr falsch machen."

Lautlos grollend ging er neben ihr her und starrte auf den Boden zu seinen Füßen.

Sie waren inzwischen an der „Reitbahn" angelangt, einer von beschnittenen Linden begrenzten ovalen Rasenfläche. Hier wandte sich Michael, wissend, daß Edith lieber den rechten Weg genommen hätte, zur linken Seite. Warum sollte er sich immer nach ihren Wünschen richten? Ein Gefühl grimmiger Genugtuung stieg in ihm auf.

Erstaunt blieb Edith stehen, dann ging sie, wie üblich, nach rechts. Über ihre Wangen liefen Tränen.

So trennten sich ihre Wege.

Michael sah, wie sich Ediths Schritte beschleunigten. Er erkannte, daß sie ernst machte.

Da endlich wachte er auf.

Einen Augenblick lang zögerte er, dann lief er über die Wiese und holte sie ein, als sie gerade in den Schlangenweg bog.

Erst war es nur die Angst gewesen, ihre Freundschaft zu verlieren. Als er jetzt jedoch schweigend neben ihr herging und seine innere Unruhe nachließ, fiel es ihm wie Schuppen von den Augen, sein Horizont weitete sich, und mit einem Mal sah er klar seinen Fehler, den er jetzt auch bereitwillig anerkannte und nicht mehr — halb schuldbewußt — vor sich selbst zu leugnen versuchte.

„Was habe ich da nur angerichtet? Kannst du mir verzeihen? Wie soll ich das nur wieder gutmachen?"

Sie putzte sich die Nase. „Mensch, laß es! Mußt du denn schon wieder übertreiben?" fragte sie streng zurück. „Das eben war doch kein schweres Verbrechen. Hast dich nur wieder einmal von deiner Laune treiben lassen."

„… und dich dabei verletzt! Das ist Schuld, schwere Schuld! So etwas darf einfach nicht geschehen! Kein Mensch darf derartiges

bei sich durchgehen lassen! Jedenfalls ich selbst möchte es nicht bei mir!“ Und, nach kurzem Schweigen, begann er zu erzählen: „Als Kind schlug ich mal im Jähzorn meinen jüngeren Bruder, weil ich glaubte, er habe ein Spielzeugauto versteckt. Später stellte sich heraus, ich selbst hatte es verlegt. Also hatte ich meinen Bruder völlig zu Unrecht verprügelt. Ich … ich kann dir gar nicht sagen, wie sehr ich das bereute, welche Vorwürfe ich mir machte. Tagelang, ja wirklich, träumte ich von seinem Weinen und Schreien und seinen Unschuldsbeteuerungen.“ Michaels Augen wurden feucht, und seine Stimme wollte ihm nicht mehr gehorchen. „Und … ich tat Buße. Von da an ließ ich mir von meinem Bruder alles gefallen. Ich demütigte mich vor ihm. Nein, er nutzte es nicht aus; aber wenn ich glaubte, er behandelte mich ungerecht, verteidigte ich mich einfach nicht. Mein Jähzorn hatte mich schon ’n paarmal in unglückliche Lagen gebracht. Ich beschloß deshalb, diesen Charakterzug endgültig aus mir zu tilgen. ‚Nie mehr, nie mehr will ich jähzornig sein!‘ Immerhin: Einigen Erfolg hatte ich damit. — Aber dann bricht doch wieder was durch! Weniger der Jähzorn, aber meine schlechte Laune. Und dann richte ich wieder Unrecht an. Ich will das nicht mehr! Diese Laune muß radikal ausgerottet werden!“ Die letzten Worte schrie Michael fast.

„Komm, hör auf, dein gewaltsames Wollen. Das ist doch Krampf, dadurch wird’s nur schlimmer. Versuch doch mal, Abstand von dir zu gewinnen.“

„Schön und gut, das sind vernünftige Überlegungen, die ja ganz prima klappen, wenn ich gut gelaunt bin. Dann geht alles wie von selbst. Aber bei schlechter Stimmung vergesse ich eben alle guten Grundsätze.“

Der Abendhimmel glühte. Milde Luft umstrich die beiden Spaziergänger, die schweigend den Weg entlanggingen. Zu dieser Stunde beherbergte der hölzerne Unterstand keine bierseligen Gestalten mehr, nur einige leere Flaschen lagen auf dem

Boden, und ein wenig abseits wiesen verkohlte Zweige auf eine ehemalige Feuerstelle hin.

In Michaels Gesicht ging ein spitzbübisches Lächeln auf. „Ich hab's!" Er zögerte eine Weile, um bei Edith die Erwartungsspannung zu erhöhen. „Ganz einfach: Ich bestrafe mich, wenn ich wieder einmal bei schlechter Laune dich oder andere verletzen sollte. Ganz einfach. Die Strafe könnte darin bestehen, daß ich was tue, was mir verhaßt ist ... sagen wir: die Schreibtischschublade aufräumen, oder so. Und da ich das nicht gerne mache, klar, werde ich mir sagen: Halt, jetzt nicht den Zorn rauslassen, jetzt nicht verletzen, das hat unangenehme Folgen!" Michael lachte. Er lachte!

„Ob das der richtige Weg ist?"

„Why not? Und wenn's sich noch so blöd anhört: Hauptsache, es bringt was. Egal, ob das jetzt ein ‚edles' oder ‚hochstehendes' Mittel ist."

„Sind ja noble Absichten." Krächzend stieg, als sie an einer Wiese vorbeikamen, ein Schwarm Krähen auf. „Aber du machst es dir, im Grunde, ganz schön einfach."

„Wie? Was?"

„Wieder dein Kardinalfehler: die geistige Trägheit. Sei doch ehrlich: So 'n System der Selbstbestrafung kommt aus der Trägheit. Du willst mit einem Rezept, einer Formel, einer Mechanik das Problem ein für allemal aus der Welt schaffen. Basta! Ist ja anstrengend, jeden Augenblick wach zu sein, klar. Aber glaub mir, dein Weg ist bloß Theorie und nicht Leben."

„Nein, nein!" widersprach Michael heftig. „Ich werde die Sache so perfekt organisieren, so ... so gründlich durchführen, daß sie gelingen wird. Du weißt, wenn ich mir etwas vornehme ..."

„Ach, gerade dein Perfektionismus. Du willst besser sein als andere, ob's nun die Arbeitsorganisation ist oder das Gutsein gegenüber Mitmenschen — und wenn's mißlingt, bist du gleich verzweifelt."

Michael schwieg nachdenklich. Sie kamen an der Meliesallee an, wo er, wie schon so oft, den Wagen geparkt hatte. Erst als sie bereits den Rhein entlang fuhren, fragte er leise: „Mein Hauptfehler, meinst du, ist also die geistige Trägheit."

„Ja. Du wirst immer mit ihr zu kämpfen haben. Mach dir das mal klar."

„Hm. Ich könnte ja jeden Morgen vor dem Frühstück daran denken, zum Beispiel. Aber das", fügte er scherzhaft hinzu, „würdest du, wie ich dich kenne, sicher auch wieder als Rezept bezeichnen."

„Quatsch. Das wär' sogar prima, als Gedächtnisstütze."

„Die Zeit vergeht, man wird älter, nichts Wesentliches ist getan", meinte Michael nach einer Weile pathetisch. „Ich hab' den Eindruck, daß ich so vor mich hinlebe. Wie gerne möchte ich was ändern — mich ändern!"

*

Draußen fiel ein warmer Frühlingsregen.

Gelangweilt schaute Michael durch das Wohnzimmerfenster auf den nassen Asphalt der Straße, in dem sich die Lichter der gegenüberliegenden Eigenheime spiegelten. Nur selten noch rauschte ein Wagen vorbei und ließ mit seinem Scheinwerferlicht das glänzende Schwarz des Fahrwegs hell aufleuchten. Der Feierabendverkehr war schon lange abgeflaut.

Nichts los heute. Außer ihm selbst waren nur zwei andere zur OT erschienen, hatten sich aber nach wenigen Minuten wieder „abgesetzt", wie Paddel es nannte. Der eine von ihnen war Rolf-Rüdiger Schuster, Unterprimaner, der sich am liebsten in der Rolle eines gewandten Weltmannes sah, was ihm jedoch schon alleine auf Grund seines pubertären Aussehens niemand abnahm. „Leicht überkandidelter Schuljunge, aber nicht unsympathisch", bemerkte Paddel einmal in kleiner Runde. Rolf-Rüdiger

wußte alles zu kommentieren, nie war er ohne Meinung; vor allem kannte er stets die Hintergründe, bis hin zu einer „geheimen Weltherrschaft der Waffenhändler“. Da seine Kenntnisse jedoch im krassen Widerspruch zu seiner unscheinbaren Gestalt, der hellen Knabenstimme und dem zarten Haarflaum auf seiner Oberlippe zu stehen schienen, wirkte sein Auftreten eher lächerlich.

Zusammen mit Rolf-Rüdiger Schuster war Andrea Rammpfahl „eingetrudelt“, bekannt für ihre Leidenschaft, Eulen zu sammeln, Eulen aller möglichen Ausführungen, aus Stein, Holz, Ton, Porzellan oder sonstigen Materialien. Zu der Sammlung zählten auch Gebrauchsgegenstände, auf denen Eulen abgebildet waren oder die die Form dieser Nachtvögel hatten, nicht etwa nur Tassen und Teller, sondern auch Tischdecken und Bettwäsche, Pullover, Handtücher, Spardosen, Kerzenständer, Briefpapier und Briefmarken, Spiegel, eine Seifenablage, eine Toilettenbürstengarnitur und eine Nachttischlampe. Bereits zweimal war Andrea eulenhalber nach Athen gereist. Den Siegelstempel allerdings mitsamt zugehörigem Siegelwachs, womit sie neuerdings ihre sämtlichen Briefe eulenversiegelte, hatte sie in einem Düsseldorfer Kaufhaus erworben.

Nachdem sie und Rolf-Rüdiger gegangen waren, sich „dünne gemacht“ hatten, verblieb Michael als einziger OT-Besucher. Er verließ das Wohnzimmer und ging in die Küche, wo Paddel auf seine Armbanduhr schaute. Eine halbe Minute noch. Teezubereitung erfordert Präzision. Auf den Regalen über dem Herd standen mehrere Reihen an Döschen und Tüten, die unterschiedliche Teesorten enthielten. Auf einem Etikett war „Russischer Rauchtee“ zu lesen (Paddel: „Zwanzig Tassen davon, und die Welt ist für dich in Watte gepackt“). Auch andere Bezeichnungen wie „Herren-Mischung“, „Zauber der Karibik“, „Blume von Hawaii“, „Frühlingslust“, „Winterfreude“ oder „Träumereien am Kamin“ erweckten Michaels Neugier. Tibetanischer sowie

Brombeerblättertee, die er von seinem mormonischen Freund her kannte, waren in dieser Sammlung allerdings nicht vertreten.

„Fertig."

Sie gingen ins Wohnzimmer, setzten sich an den runden Tisch, und Paddel goß behutsam aus der Kanne in kleine Tonschälchen.

„Spezialität des Hauses, Earl Grey und chinesischer Rosenblättertee, fifty-fifty. — Kandis? Ich würde dir den braunen hier empfehlen. Nicht umrühren, sondern von alleine zergehen lassen."

Vorsichtig schwenkte Michael das Schälchen. Wie eine Aura umgab der Teeduft die beiden jungen Männer. Ein zweiter Geist wogte kurz darauf durch die Lüfte herbei, der des Tabaks.

„Männer sind erst dann Männer, wenn sie Pfeife rauchen und einen Vollbart tragen", bemerkte Paddel und grinste. Er lehnte sich in seinen Sessel zurück und schaute den blaugrauen Wölkchen nach, die soeben seinen Mund verlassen hatten. „Eigene Rezeptur: Heller Virginia und indonesischer Pa Dang, gut gemischt und zehn Stunden bei Zimmertemperatur getrocknet. Das mit dem Trocknen darf ich einem klassischen Pfeifenraucher nicht mal zuflüstern, der würde diesen grausigen Verstoß gegen die edle Rauchkunst sicher … ähm … mit Schaudern zur Kenntnis nehmen. Aber ich mag nun einmal nicht diese braune Soße, die dir aus dem feuchten Tabak entgegensickert. Die erst im Filter blubbert und dann auf der Zunge brennt. Bah, pfui. … Tja, zugegeben, bei meiner Methode glüht der Pfeifenkopf wie 'n Hochofen, einer ist mir … ähm … schon nach einer Woche durchgeschmort. Seitdem bin ich auf Meerschaum umgestiegen." Er zeigte auf ein kleines Tischchen in der Zimmerecke, auf dem Michael in einem hölzernen Ständer drei Meerschaumpfeifen erkannte, eine davon in Form einer abenteuerlichen Männergestalt mit Turban. Neben den Pfeifen lagen die unverzichtbaren Utensilien eines Pfeifenrauchers, die der Aufbewahrung des Tabaks, dem Stopfen und der Reinigung dienten.

Nicht weit von dem Tischchen entfernt hing an der Wand ein großes Poster mit einem rot-blau gekleideten Harlekin, über dessen Gesicht Tränen stiller Trauer liefen. Den Grund seines Weinens hatte Paddel hinzugemalt: Neben dem Trauernden lag eine zerbrochene Pfeife, aus deren Kopf noch eine letzte Fahne Rauch herausstieg.

Michael schaute sich im Zimmer um. Er suchte einen Anknüpfungspunkt für ein Gespräch. Schließlich konnte er jetzt schlecht sagen: „Du hast wirklich eine ganze Menge Teesorten."

Ein ganz normales Junggesellenwohnzimmer, kam ihm in den Sinn. Nichts, was ihm als Besonderheit auffiel. Neben dem Poster zwei gerahmte Fotos von Jugendgruppen, auf denen jeweils auch Paddel zu erkennen war, wohl als Gruppenleiter; einmal mit Gitarre („meine Haus- und Garten-Klampfe"), ein andermal hielt er Messer und Gabel in den Händen. Eine Kork-Pin-Wand, an die bunte Erinnerungszettel in Fuß- und Herzform geheftet waren. Ein großer Steckkasten, dessen winzige Fächer mehr oder weniger geschmackvolle Schaustücke beherbergten und präsentierten, darunter eine Miniatur-Porzellanpfeife, ein niedliches Teekännchen und drei Eulchen, aus Marmor, Messing und Perlmutt. In einer Zimmerecke die „Klampfe"; sie sah verstaubt aus, aber so genau konnte Michael es bei dem schwachen Schein der Stehlampe und dem noch schwächeren Licht der Kerze nicht erkennen. Gitarrenklänge ertönten jetzt wohl meistens aus den Boxen der Stereoanlage; Schallplatten waren ja reichlich vorhanden und standen, ordentlich sortiert, auf dem Boden neben der Jugendstilkommode. Über dieser hing ein Poster, das Michael heute zum ersten Mal sah; ein Gesicht, halb Frau, halb Katze, ließ ihn kurz erschauern.

„Meine neueste hast du sicher noch nicht gehört." Paddel deutete mit dem Mundstück seiner Pfeife auf seine Plattensammlung. Die Antwort war ein Achselzucken. Er erhob sich gemütlich und schlenderte zur anderen Seite des Raumes, um bald darauf mit seiner „neuesten" zurückzukehren. Außerdem brachte er ein Buch

mit sowie ein Kästchen. Auf dem Buch und der Plattenhülle sah Michael die gleiche Abbildung: Einen abgeschlossenen Garten mit einer in rhythmischen Mustern geharkten Kieselsteinfläche.

„Urige Sache“, schwärmte Paddel. „Japanische Bambusflöte, von einem Mönch geblasen, dazu die Bilder japanischer Zen-Gärten, im Buch und auf den Dias“ — er deutete auf das Kästchen — „und, schlußendlich, Gedichte aus Lateinamerika.“

Während er die Platte auflegte, blätterte Michael vor und zurück, überflog die Gedichte — die er kaum verstand, was ihm Ehrfurcht einflößte — und ließ die Bilder auf sich wirken, Bambus, bemooste Steine, unbekannte Gewächse, und immer wieder geharkte Kieselsteinflächen. Die Musik von der Schallplatte erschien ihm sehr fremdartig; es wollte durchaus nicht gelingen, sich von ihr in Schwingung versetzen zu lassen. Da waren ihm die indischen Ragas näher. Einmal, nachts, hatte er im Radio einen Winter-Raga gehört. Auf dem Boden liegend, die Augen geschlossen, hatte er sich von den immer schnelleren Klängen der Sitar und der Tabla in einen Rausch versetzen lassen, keinen groben Rausch, wie ihn etwa Alkohol verursacht, sondern einen zarten, der irgendwie mit Sehnsucht und Traurigkeit zusammenhing.

„Leihst du mir die Sachen für eine Woche? Ich möchte sie mir mal in Ruhe einverleiben.“

„Klar doch. Ist gebongt.“

Wenige Tage darauf saß Michael auf einer Bank im Wald, las lateinamerikanische Gedichte und betrachtete Bambus, bemooste Steine und geharkte Kiesel. Er fand es — eindrucksvoll.

„Hast du schon mal was von den Mormonen gehört?“ fragte Michael.

„Ich seh’ hier öfter ihre Missionare. Blaue Anzüge, kurzes Haar. Ziehen von Tür zu Tür.“

„Weißt du, ich habe da einen Freund, der gehört zu denen. Er glaubt da so einige Dinge, über die kann ich nicht einfach hinweggehen. Vielleicht ist doch was Wahres dran.“

„Erzähl."
„Na ja, etwa die Sache mit der Botschaft auf den goldenen Tafeln, die der Gründer gesehen haben will. Daraus entstand dann das Buch Mormon, so 'ne Art zusätzliche Bibel der Mormonen. Die Goldtafeln sind weg, verschwunden. Folglich kann die ganze Geschichte auch nicht bewiesen werden. Das kam mir gleich spanisch vor, daher glaubte ich zuerst auch nicht an die Tafeln. Aber dann hielt mein Freund mir entgegen, die Tafeln seien eben deshalb wieder … fortgenommen worden, damit wir glauben, statt zu wissen. Und gerade das mit dem Glauben sagen ja auch die anderen christlichen Kirchen. Jesus hat uns keinen wissenschaftlichen Beweis hinterlassen, daß er Gott ist, oder?"

Paddel schwieg und schaute auf die Pfeife in seiner Hand.

„Und auch das mit den Völkern in Südamerika, denen Christus erschienen sein soll. Abenteuerlich, nicht wahr? Und doch, was wissen wir denn schon groß von der Geschichte dieser Völker. Bin jedenfalls ganz schön aus dem Konzept gekommen."

Paddel nickte. Michael war sich allerdings nicht im klaren darüber, worauf sich dieses Nicken bezog.

„Anderes hinwiederum kann ich nicht … nachvollziehen. Daß Gott Vater verheiratet sein soll. Und daß er so aussehen soll wie wir Menschen. Na ja, wie dem auch sei, diese Mormonen nehmen es mit der Religion ernster als viele Christen der großen Kirchen. Ich habe schon an mehreren Gottesdiensten teilgenommen, und einer Tauffeier, und fand es jedesmal … beseelt. Übrigens erzählt Werner, mein Freund, mir öfter von seiner Gottesdienst-Vorbereitung und von der Kinderbetreuung."

Paddel beugte sich interessiert vor.

„Ja, er arbeitet und spielt viel mit Kindern und Jugendlichen. Darin ähnelt ihr euch."

Paddel erhob sich. „Ich wußte doch, da war noch was." Aus einer Schublade der Kommode zog er einen Papierumschlag hervor. Fotos. „Hatte ich's nicht versprochen?" Es waren Bilder von der

Sommerfreizeit in Schweden. „Ganz schön anstrengend, zwei Wochen lang auf die Pänz aufzupassen.“ Seine Augen leuchteten. „Hab’ kaum geschlafen. Immer Unruhe. Und hinterher bist du so richtig geschlaucht. Hier, rechts neben der Hütte, Ulrich heißt er, glaub ich, der hat uns am meisten auf Trab gehalten. Und dahinten, etwas unscharf, erkennst du sie wieder?“ Es war Andrea Rammpfahl. „Eigentlich sollte ’ne andere Betreuerin mit, aber die fiel aus, krank oder so.“ Paddel selbst war auf mehreren Bildern zu sehen, mit nachdenklichem, fröhlichem oder gemütlichem Gesichtsausdruck.

An diesem Abend hörte man sich noch mehrere Schallplatten an, und Paddel zeigte Michael seine neuesten Comic-Erwerbungen.

„Du, Alfred, ich muß dich noch was fragen. Als ich dich letztens zu der Bibelstunde begleitete, redeten die von ‚Prädestination‘, andererseits von der Freiheit. Ich kapier’ das nicht. Wenn doch vorherbestimmt ist, daß Menschen für ewig gerettet oder verloren sind, wie können die dann gleichzeitig willensfrei sein? Oder bildet beides auf ’ner höheren Ebene irgendwie ’ne Einheit?“

Paddel schaute ihn verwirrt an. „Nun ja“, antwortete er schließlich, „so wird es wohl sein. Wie sonst? — Übrigens, sehen wir uns bei der nächsten OT wieder?“ „Ich weiß noch nicht. Muß noch Vorbereitungen für die Reise nach Mittenwald treffen.“ Michael hatte inzwischen seine Jacke angezogen und spielte mit dem Autoschlüssel.

„Fährt sie mit?“ Paddel öffnete ihm die Wohnungstür.

„Nein. Aber im Herbst wollen wir gemeinsam nach Paris fahren. Zusammen mit ihrem Vater. Ob’s was wird? Keine Ahnung. War schon mal dort, hat mir aber nicht sonderlich gefallen.“

*

Donnerstag, 24.05.1979
Christi Himmelfahrt

Mein erstes Tagebuch!

Als ich gestern vormittag an der Schreibmaschine saß, erkannte ich, daß ich wesentlich erfolgreicher und glücklicher leben könnte, wenn ich meine schweren Lasten von mir abwürfe und leichter lebte. Meine entspannten Hände huschten leicht und flink über die Tastatur hin. Ich glaube, ich sollte alle meine Aufgaben leichter nehmen und leichter durchführen. Dies nehme ich mir von jetzt an ernsthaft leicht vor!

Montag, 28.05.1979

Es täte ihr leid, sagte Edith mir heute, wenn mich ihre gestrige Kritik an meinem Referat über das Londoner „festival of body and mind“ verletzt habe. Sie wiederholte, daß sie große Gefahren in Parapsychologie und so weiter sehe. Ich finde es traurig, daß wir beide, die wir in so vielen Bereichen übereinstimmen, gerade hier unterschiedliche Ansichten haben.

Pfingstsonntag, 03.06.1979

Gestern erlebte ich einen wunderschönen Nachmittag mit Edith. Wir spazierten bei sonnigem Wetter durch den Park und am Rheinufer entlang. Welche Freuden und Erkenntnisse verschafft mir das Zusammensein mit ihr. Diese Liebe zum Leben — trotz ihres Leidens unter vielen Unzulänglichkeiten in der Welt, etwa der Gleichgültigkeit der meisten Menschen.

Folgendes habe ich heute erkannt: Bisher habe ich alles auf mich bezogen. Aber ich lebe nicht alleine. Auch die Menschheit lebt nicht alleine. Überall, in allen Dingen, ist Leben, ist das Leben als der Ausdruck des Göttlichen in der Materie: in den Atomen, Steinen, Grashalmen, Blumen, Bäumen, in den Schmetterlingen

und Menschen, auch in den Sternen. Alles enthält Seele, die sich freut und die leidet. Welche Erfahrungen machen die einzelnen Lebewesen wohl durch, was empfinden sie? Es ist so interessant! Wir alle gehen verschiedene Wege, aber zu einem einzigen Ziel. Wir alle sind Teil eines Ganzen. Deshalb nimmt alles teil am ganzen Leben! Erweitern wir uns, vergessen dabei auch nicht unsere eigene Seele! Ich will versuchen, an allem, was mir begegnet, teilzunehmen.

Samstag, 23.06.1979

In den letzten Wochen waren Edith und ich häufiger zusammen. Heute sagte sie mir, wieviel ihr an unserer Freundschaft gelegen sei. Ich sei der ruhende Pol für sie. Ich wiederum sagte ihr, daß ich ihr gerne zuhöre und sie oft bewundere. Als wir uns verabschiedeten, strahlte ihr Gesicht vor Glück.

Dienstag, 03.07.1979

Am Sonntag besuchte Edith Renate, so mußte ich meine Zeit alleine verbringen. Das warme Wetter zog mich hinaus ins Freie. Mit dem Wagen fuhr ich ohne Ziel umher und fand bald ein einsames Waldstück, in dem ich spazierenging. Keine Menschenseele störte mein Alleinsein mit der Natur. Im Schatten hoher Nadelbäume kniete ich nieder und sang laut einige kosmische Lieder Premanandas. Tiefe Freude erfüllte mich, und Tränen des Glücks traten mir in die Augen. Ich ging weiter und kam zu einer wilden Wiese. Herrlich, sich ins hohe Gras zu legen und in den blauen Himmel zu schauen. Ich kam mir so frei vor, eins mit der lebendigen Natur. Lange konnte ich aber nicht liegen, es drängte mich weiter. Als ich schließlich den weiten Weg zurück zum Wagen ging, kam ich mir so alleingelassen vor. Wie froh war ich, am Abend Ediths Stimme am Telefon zu hören.

Dienstag, 11.09.1979

Gestern abend Gruppe in Wuppertal. Nach der Meditation berichtete Ilse von ihrer Teilnahme an der Convocation in Los Angeles. In einem Vortrag hatte eine Sister betont, daß wir uns zu allen Zeiten anstrengen sollten. „Keep on“, halte durch, ist das Zauberwort. Nur dann können wir Erfolg haben und voranschreiten. Ein Schüler des Meisters hatte hierzu folgende Geschichte erzählt: Er ärgerte sich, weil er durch äußere Umstände wie Straßenlärm so leicht in seiner Meditation gestört wurde. An einem regnerischen, stürmischen Tag sagte Premananda zu ihm: „Komm, laß uns spazierengehen.“ Nicht begeistert von diesem Vorschlag, ging der Schüler dennoch mit. Wind und Wetter hielten den Meister nicht davon ab, den Strand aufzusuchen und sich am Ende einer Mole niederzulassen. Dem Schüler blieb nichts anderes übrig, als sich neben den Meister zu setzen. „Meditieren wir“, sagte Premananda. Vom Sturm umtost, von der Gischt bespritzt, saßen sie auf den Steinen. Der Schüler mühte sich redlich, innere Ruhe zu gewinnen, spähte aber immer wieder zum Guru, ob er nicht endlich aufbrechen wolle. Dieser wollte keineswegs, und so verharrte man volle fünf Stunden im Lotussitz, dem Unwetter ausgeliefert. Seit dieser Zeit aber hatte der Schüler keine Schwierigkeiten mehr, längere Zeit in tiefer Meditation zu verweilen, ohne abgelenkt zu werden.

Ilse trug noch verschiedene Weisheiten vor. Wichtig sei, daß wir uns selbst achten, zumindest sollen wir uns klarmachen, was für einen großen Guru wir haben.

Mittwoch, 12.09.1979

Heute habe ich mir vorgenommen, mich zukünftig in meinem Leben mehr zu bemühen.

Außerdem will ich versuchen, die Welt, Positives wie Negatives, realistisch zu sehen, aber auch in allem Negativem das Positive! Immer fragen: Wozu dient das Negative, wie kann ich es mir

zunutze machen? Beispiel: Wenn ich krank bin, kann ich dadurch auch andere Kranke besser verstehen.

Täglich daran denken!

Donnerstag, 13.09.1979

Die Methode, auf das Positive zu achten, heute ein wenig ausprobiert. Es war mir richtig leicht ums Herz, und ich nahm Ärger und Enttäuschungen nicht so schwer. Halte durch, Michael! Keep on!

Samstag, 15.09.1979

Wieder ein Tag mit sehr gemischten Gefühlen. Gestern nacht unternahm ich folgenden Versuch: Unter mein Kopfkissen legte ich ein Buch, darin ein Zettel mit den Worten: „Mein Kopf ist frei!“ Tatsächlich dachte ich in der Nacht, dank der Erinnerungshilfe, mehrmals an diesen Spruch.

Scheint erfolgversprechend zu sein, daher weiterversuchen.

Montag, 17.09.1979

Es ist geradezu meine Pflicht, gesund zu sein, besonders Gott gegenüber. Deshalb soll künftig für mich gelten: „Für dich, Herr, werde ich von Tag zu Tag gesünder.“

Nachtrag zum vergangenen Dienstag: Premananda sagte: Wenn ihr nur 10% von dem tut, was ich euch sage, dann gelingt euch der Sprung in die ewige Glückseligkeit.

Dienstag, 18.09.1979

Heute war ich der Arbeit und anderem gegenüber gleichgültig eingestellt. Ich vergaß sogar das Mittagessen. Das sollte nicht sein. Ich werde mich um mehr Interesse bemühen.

Edith seit einigen Tagen erkältet. Sie sagt, sie fühle sich ganz mies und müsse sich regelrecht ins Büro schleppen. Armes Mädchen.

Freitag, 21.09.1979

Du erzähltest mir, wie sehr Renate sich um mich bemüht. Ich kam mir wie ein blindes Huhn vor. Es ist mir bisher kaum aufgefallen. Ich muß mich wirklich mehr um Menschenkenntnis bemühen.

Letzte Nacht begann ich wieder mit Suggestion im Schlaf, diesmal mit Kissenlautsprecher. Bin mal gespannt.

Samstag, 29.09.1979

Wochenendfahrt nach Paris. Leider alleine. Einfaches Hotel, unter dem Bett lag faule Orange. Gestern Mittag Ankunft, am Abend Gewitter, heute schön. Gestern Besichtigung Sorbonne, Panthéon, heute Cité (Notre Dame, Polizeipräfektur), Hotel de Ville, Place des Vosges, Place de la Bastille. Phantastische Bauwerke aus allen möglichen Zeitaltern. Die Vielfalt ist verwirrend. Buchhändler an der Seine. Geschäftige Menschen auf den Boulevards. Verkehrsregelnde Polizisten. Lärmerfüllte Straßen. Viele Dunkelhäutige. Touristenmassen. Métro. Prostituierte.

Montag, 01.10.1979

Wieder zu Hause. Gestern im neuen Kulturzentrum Pompidou. Dann Les Halles, Louvre, Arc de Triomphe, Opéra, Madeleine angeschaut. Am Nachmittag noch Versailles. Total kaputt. Drei Tage Paris — das reicht für diesmal.

Dienstag, 09.10.1979

Am Sonntag trafen Ina und ich uns in Köln. Es war ganz nett. Erst ein lustiger Kinofilm. Dann Bummel, Grillstube. Dann noch den Dom, es bot sich so an. Vielleicht sehen wir uns in ein paar Wochen wieder.

Nachtrag

Suchte und fand eben ein paar Notizen über den Urlaub in Jugoslawien, wo ich Ina kennenlernte. Ich fühlte mich so allein und hatte aus Kummer einige Gläser Wein getrunken. So saß ich am Swimmingpool meines Hotels. Ina setzte sich einfach zu mir und plauderte, und da ich nichts von ihr wollte, gut, plauderte ich unbefangen mit. Am Abend gingen wir in die Disco, und sie hielt sich immer bei mir. Ich merkte, sie wollte sich mir anschließen. Warum eigentlich nicht? Vielleicht ließ sich die Zeit nett miteinander verbringen. Beim Tanzen schmiegte sie sich eng an mich. Kurz darauf geschah es dann. Es war für mich das erste Mal. Aber so doll war's doch wieder nicht. Also, ich küßte Ina. So richtig wie ich's gelesen hatte, mit Zunge und so. Waren dann noch schöne Tage. Ich sagte ihr, daß das eine unverbindliche Sache sei, und sie nickte. Irgendwann fragte sie mich dann, ob ich katholisch sei.

Donnerstag, 18.10.1979

Zur Zeit ist mein Leben wieder so trüb, es fehlt das Besondere. Wo ist nur die richtige Motivation? Zu nichts habe ich die rechte Lust. Und doch denke ich, ich muß etwas mit meinem Leben anfangen, sonst ist es vorbei. Aber was?

Sonntag, 21.10.1979

Heute abend will ich mit der „Ganz von alleine“-Methode beginnen. Dann klappt alles ganz von alleine.

Freitag, 26.10.1979

Ich solle gewöhnliche Werte in mir ausbilden, statt das „Besondere“ hochzuzüchten, sagte Edith mir nach einem Gespräch über Begabungen. Es dauerte eine Weile, bis ich wirklich begriff, was sie mir damit eigentlich sagen wollte.

Donnerstag, 01.11.1979

Folgende Gedanken heute: Grundlage meiner Handlungen soll die Liebe sein. Wie gelingt es mir, sie nicht nur intellektuell zu verwirklichen, sondern sie zu fühlen, so daß sie Antrieb für mich ist? Durch die lebendige Vorstellung, das Sehen und Fühlen, wie ich und alle Menschen und Gott einander lieben, wie wir einander nah sind, wie einer für den anderen da ist, insbesondere Gott für mich und ich für Ihn.

Bei meiner heutigen Übung der Liebes-Vorstellung hat mich tiefer Friede erfaßt.

Dienstag, 06.11.1979

Seit einiger Zeit fragt Edith mich öfter nach meiner Meinung zu politischen Ereignissen, sie fragt auch nach den Gründen für meine Ansichten. Das ist neu für mich; bisher dachte ich, Meinung habe eher etwas mit dem persönlichen Geschmack, mit dem individuellen Empfinden zu tun, im Gegensatz etwa zu einem logischen Urteil.

Samstag, 10.11.1979

Ich dachte daran, daß ich anders bin als viele andere, weil in meinem Geist eine Leere ist, während andere aus der Fülle der Gedanken und Gefühle schöpfen. Zwar könnte ich mich dem Träumen hingeben; gerade das will ich aber nicht. Leider scheint nichts an die Stelle der Träume zu treten.

Gestern dankte ich Edith dafür, daß ich mit ihrer Hilfe bescheidener geworden und nicht mehr so überempfindlich bin. Sie meinte, ich hätte auch an Selbstsicherheit hinzugewonnen, und zwar ohne daß ich mir dessen bewußt geworden sei.

Samstag, 17.11.1979

Gedanke:

1. Ich will alles, was ich mache, Gott zuliebe machen, als Ausdruck meiner Freundschaft zu ihm.
2. Als Selbstbelohnung dafür wächst bei mir der Glaube, daß von nun an alles besser geht („Talismanischer Glaube").

Montag, 19.11.1979

Beim Waldspaziergang gestern vormittag dachte ich über den Weg allen Lebens nach.

Angesichts eines umgestürzten Baumriesen, dessen Wurzeln in die Luft ragten, erschrak ich tief.

Mittwoch, 28.11.1979

Als Edith und ich uns heute abend nach dem Spaziergang durch Benrath verabschiedeten, umarmten wir uns!!! Wie glücklich sind wir über unsere Freundschaft.

Donnerstag, 29.11.1979

Erkenntnis:

Um zu empfangen, muß ich geben. Das ist auch bei der Liebe so. Wenn ich Liebe gebe, werde ich sie aber auch wieder empfangen. Das dürfte auch gegenüber Gott gelten.

Sonntag, 09.12.1979

Ich schlug Edith vor, es bei ihr einmal mit der Reinkarnations-Therapie zu versuchen. Vielleicht könnten dadurch die hormonellen Störungen und die übrigen Beschwerden beseitigt werden. Diese Therapie sucht die Ursache für unerklärliche Erkrankungen in früheren Leben. Edith sträubte sich. Eine solche Therapie lasse sich nicht mit ihrem neugewonnenen Glauben vereinbaren. Außerdem habe sie die Nase voll von der Therapie bei Dr. O. F. Urioso, der sie damals gründlich verunsichert habe. Sie wolle nicht noch einmal solch einem Seelenklempner in die Hände fallen.

Donnerstag, 13.12.1979

Als ich Edith zuschaute, wie sie mit Renate in der Eissporthalle Schlittschuh lief und dabei vor Glück strahlte, kam Neid in mir auf, weil nicht ich, sondern ein anderer sie glücklich machte.

Sonntag, 16.12.1979

Ich glaube die Erkenntnis zu haben, daß der Schlüssel für die Öffnung meiner Seele und für das Hereinlassen der Heilkraft im Geschehenlassen, im Durchlässigsein besteht. Ich stelle mir also vor, ich sei durchlässig. Dies geschieht völlig frei vom Wollen meines kleinen Ich.

Montag, 17.12.1979

Mit oberflächlichen Menschen könnte ich nicht zusammenleben. Ich brauche mehr Tiefe, mehr Träumereien und Ahnungen, wohl auch mehr Ernst.

Donnerstag, 20.12.1979

Edith meint, bei mir äußere sich fehlende Demut in Selbstquälerei, nicht so sehr in Arroganz wie bei vielen anderen. Ich verhielte mich oft so, als verlange das Leben von mir vollkommenere Taten als von anderen, wodurch ich mir das Leben auf der einen Seite zu schwer machte, während ich andererseits vor den wirklichen Anforderungen meine Augen verschlösse. Ich weiß nicht, ob Edith hierin Recht hat.

Dienstag, 25.12.1979

Seit gestern abend praktiziere ich Selbsthypnose nach J. Bierschlepper. Hauptthema: Freude. Vorteil gegenüber der aktiven Selbstentspannung: keine geistige Anstrengung, die möglicherweise der Entspannung entgegenstehen könnte.

Vorgestern herrliche Weihnachts-Meditation in Wuppertal. Die meisten waren gekommen, so daß es fast eng im Zimmer wurde. Intensive Vibrationen. Leider danach wieder etwas benommen.

Samstag, 05.01.1980

Edith sagte mir, ich intellektualisiere dasjenige, das ganz von alleine funktionieren solle, zu sehr.

Im Park machte sie mich auf die Figurengruppe der Diana am Schloß aufmerksam, die ich noch gar nicht bewußt wahrgenommen hatte. Dann, auf dem Nachhauseweg, zeigte sie mir mehrere Häuser, die sie besonders schön fand. Wir schauten — soweit möglich — in einige erleuchtete Zimmer, darunter auch zwei Räume voller Bücher.

Sonntag, 06.01.1980

Mit Ina ist es wohl vorbei. Gestern Treffen mit ihr in Bonn. Trübes Wetter. Wir wußten beide nicht, was wir unternehmen und

reden sollten. In einer Kneipe zum Glück laute Musik. Ina nahm ihre Brille ab, um mir besser zu gefallen. Auf dem Weg zum Bahnhof fiel sie fast hin. Bei der Abschiedsumarmung preßte sie mich fest an sich. „Wir können uns ja mal anrufen“, sagte ich zu ihr und hatte dabei ein schlechtes Gewissen.

Dienstag, 08.01.1980

Es traf mich sehr, als Edith mir sagte, ich gefalle mir in der Rolle des sich selbst Bedauernden.

Mein fester Entschluß daher:

1. Von jetzt an werde ich einfach alles machen und nicht darüber nachdenken.
2. Ich stelle mir vor: Die positiven Ergebnisse sind hier und jetzt und für immer erreicht, nicht irgendwann zukünftig.
3. Bei allem bin ich eisern entschlossen („und wenn ich dabei sterben müßte“).
4. Garantie für die Übung: Ich gehe abends erst ins Bett, wenn ich sie gründlich ausgeführt habe!

In einem Monat will ich die erzielten Ergebnisse überprüfen.

Freitag, 11.01.1980

Jetzt übe ich schon den dritten Tag Bierschleppers Sieben-Stufen-Methode. Bin zufrieden mit den Ergebnissen.

Dienstag, 29.01.1980

Ich traue mich schon gar nicht mehr, Edith zu sagen, in welchen Kinofilmen ich war, gestern etwa fragte sie mich, ob der Science Fiction vom Sonntag denn wirklich meinen Ansprüchen genüge.

Mittwoch, 30.01.1980

Heute mit dem Buch über die griechischen Philosophen begonnen.

Sonntag, 10.02.1980

Die Kämpe vom Rhein überflutet. Wir wagten dennoch einen Spaziergang am Waldrand. Edith nahm mich bei der Hand, damit ich nicht im Schlamm ausrutschte. Ich war selig.

Sonntag, 17.02.1980

Gestern abend Fete bei Paddel. Neben Rolf-Rüdiger und Andrea kamen noch Carsten, Heidi und andere. Einige brachten Käse mit, andere Weißbrot und Zwiebelbrot. Bowle, Luftschlangen, gemischte Musik. Kaum Stimmung. Carsten führte Streitgespräch mit Heidi: Unser Sozialstaat sei kein Sozialstaat. Er, Carsten, will einmal den Armen helfen können. Dazu müsse er sich hinaufarbeiten und reich werden. Auch für sich selbst will er finanzielle Freiheit erringen. Er will soweit kommen, daß er „auf die Freunde spucken und Fremden helfen kann“.

Rolf-Rüdiger, Andrea und Paddel bildeten ein Grüppchen für sich. Rolf-Rüdiger bemühte sich eifrig um Treffpunkte und Termine.

Am Abend zwei Spiele: „Schwarze Magie“ und Händeschüttelraten.

Dienstag, 19.02.1980

Edith war entsetzt, daß ich immer noch gerne Comics lese. „Diesen Scheiß nennst du Lesen?“ fragte sie mich. Ich muß daraufhin wohl ein wenig heftig reagiert haben. Schließlich versöhnten wir uns wieder.

Was sollte ich nur ohne Dich machen?!

Sonntag, 24.02.1980

Besuch der Vorstellung „Die Italienerin in Algier" von Rossini mit Edith und Renate im Düsseldorfer Opernhaus. Erst war ich enttäuscht, weil ich kaum etwas verstand. Doch dann genoß ich das Stück einfach sinnlich: Die Musik, das Bühnenbild, die Kostüme. Ich fand es teilweise berauschend. Auch die Zuschauer schufen eine interessante Atmosphäre.

Montag, 03.03.1980

Samstag wieder unser Kreis. Ich referierte — mit Unterbrechungen — fast drei Stunden über die Philosophie der Griechen und der Spätantike. Edith hielt mir vor, ich hätte einige antikirchliche Bemerkungen des Buchautors unkritisch wiedergegeben.

Sonntag, 16.03.1980

Gestern abend unser beinahe schon traditioneller Kirchgang. Großartige Predigt des Pastors über die Liebe des verborgenen Gottes.

Beim Heimweg sprach Edith über ihr Bedürfnis nach Geborgenheit, aber auch ihr Mißtrauen gegenüber Freunden; sie habe schon viele negative Erfahrungen machen müssen. Mir hingegen bringe sie großes Vertrauen entgegen, vielleicht, weil wir beide „gebrannte Kinder" seien.

Sonntag, 23.03.1980

Als ich Edith zum Parkspaziergang abholte, war ich ein wenig mißgelaunt, weil ich vorher wieder über die Nichtigkeit meines Lebens nachgegrübelt hatte. Was habe ich bisher schon zuwege gebracht? Edith meinte sehr ernst, es sei ein großer Fehler von mir, daß ich alles zu sehr auf mich bezöge. Wenn etwa andere von sich berichteten, „lernte" ich daraus, daß mir ihre guten

Eigenschaften fehlten. Edith beschwor mich, ich solle aufhören, über mein Leben nachzugrübeln. Dadurch ändere sich gar nichts.

Zukünftig will ich wie folgt handeln:

1. Ich höre auf, mich auf mich zu konzentrieren.
2. Ich beschäftige mich stattdessen mit meiner Umwelt.

Montag. 31.03.1980

Heute nach der Arbeit wieder in die Milchbar im Bahnhof. Edith meinte, daß ich die Welt und das Leben zu theoretisch zu erfassen suche. Ich widersprach; schließlich bin ich zu Yoga weniger durch meinen Verstand, mehr durch Intuition und Gefühl gelangt. Sie meinte weiter, Premanandas Lehre fördere meine „verkorkste“ Einstellung zur Sinnenhaftigkeit. Es schmerzt mich, daß es mir nicht so recht gelingen will, ihr seine universale Klugheit, seine kosmische Genialität deutlich genug vor Augen zu führen.

Montag, 21.04.1980

Am Samstag half ich Vater beim Erneuern von Schieferplatten am Haus. Wie üblich durfte ich nur Handlangerarbeiten verrichten, worüber ich mich ganz schön ärgerte.

Samstag, 03.05.1980

Heute nach der Messe, beim Heimweg, fragte ich sie, was sie letztendlich wieder zum Glauben geführt habe. Sie sagte, es sei im Grunde ein ganz nüchterner Sachverhalt gewesen: Wenn so viele kluge „Köpfe“ sich zu der Kirche bekennen oder sie zumindest bewundern, dann müsse „an dem Laden doch was dran sein“.

Freitag, 09.05.1980

Herr Franzen, unser neuer Chef, gab heute nachmittag im Büro Kuchen anläßlich seines Geburtstags aus. Ich war gut gelaunt, ganz im Gegensatz zu meiner Stimmung an meinem eigenen Geburtstag. Vielleicht kann ich nicht auf Befehl fröhlich sein, vielleicht denke ich an solchen Tagen zu sehr über mich nach.

In der Mittagspause überlegte ich mir ein kurzes, witziges Referat über „Die griechischen Philosophen und die Idee des Pfannkuchens", das ich dann in der Runde als meinen Beitrag zur Feier vorlas. Der einzige, der lachte, war Herr Franzen, alle anderen schienen peinlich berührt, sogar Edith, und gingen gleich zu Allerweltsthemen über.

Samstag, 10.05.1980

Ediths Mutter staunte, daß es mir gelang, einen neuen Kühler in den Motor meines Wagens einzubauen. Das habe sie mir nicht zugetraut, sagte sie mir nachher offen. Es machte mich richtig stolz.

Donnerstag, 15.05.1980

In der Milchbar hielt Edith mir vor, ich redete häufig über Dinge, von denen ich nichts verstünde. Sie habe den Eindruck, ich wolle eine Meinung zum Gespräch beisteuern, obwohl ich gar keine hätte. Etwa bei Besuchen im Theater und in der Oper. Diese Dinge ergriffen mich gar nicht richtig, in der Tiefe, wahrscheinlich betröge ich mich selbst und bildete mir Begeisterung ein. Mich interessiere wohl mehr das Mystische. Jedenfalls möchte sie künftig nicht mehr mit mir zusammen Konzerte und ähnliches besuchen, sie wolle sich nicht mehr über meine Äußerungen ärgern und dadurch möglicherweise unsere Freundschaft gefährden.

Dienstag, 27.05.1980

Am Sonntag Aussprache mit Edith. Ich erklärte ihr, es mißfalle mir, daß sie mich manchmal herablassend und belehrend, ja geradezu moralisierend behandelt. Wie oft sagt sie zu mir: „Ich bin ein wenig enttäuscht."

Sie gab zu, daß sie sich vielleicht manchmal so verhält. Aber habe ich sie nicht tatsächlich immer wieder enttäuscht? Bücher, Oper, Fotografie. Und was das „Moralisieren" beträfe: Sie rede oft aus Bedrängnis heraus, und vielleicht klängen ihre Äußerungen dann hart und scharf. Selbstgerechtigkeit moralisiere, nicht aber Schmerz.

Mittwoch, 28.05.1980

Weshalb ärgere ich mich, wenn ich festzustellen meine, daß Edith sich anderen manchmal mehr zuwendet als mir? Vielleicht liegt es daran, daß ich befürchte, man könne mich nicht lieben, weil ich nicht liebenswert sei; die Ursache hierfür dürfte wiederum sein, daß ich mich selbst nicht so recht liebe.

Versuchen wir, dieses zu ändern.

Donnerstag, 12.06.1980

Heute mittag stritten wir uns. Es ging um Renate. Ich erzählte Edith von meinen Beobachtungen, wonach sie Renate mir vorzieht. Sie widerlegte jeden einzelnen meiner Beweise.

„Meinst du denn", fragte sie mich zum Schluß ängstlich, „wir können weiterhin unsere Freundschaft wie bisher fortsetzen?" Sie glaubte wohl, um den zwanglosen Umgang miteinander sei es jetzt geschehen. „Sicher!" gab ich zurück. Ich muß halt ihre Freundschaft mit Renate hinnehmen, irgendwie, sollte mich dabei aber um so mehr um Edith bemühen.

Samstag, 14.06.1980

Zum Pudding stellte Edith mir ein Konzert von Beethoven und eines von Mozart vor. Früher liebte sie besonders Chopin. Ich staunte über die Fülle ihrer Schallplatten.

Die Musik, die ich seit einigen Wochen bei ihr zu hören bekomme, gefällt mir gar nicht schlecht.

Nachher im Park erzählte sie mir, wie sie vor langer Zeit durch eine Katastrophe in der Familie seelisch zusammengebrochen ist, anschließend sind die körperlichen Störungen aufgetreten, die immer noch fortbestehen.

Montag, 16.06.1980

Gestern abend Besuch bei Werner und Ulla. Wieder ein Kind da, Jeremias. Gemütliche Gespräche über Lebensweise, Religion und so weiter bei Tee, Plätzchen und Musik. Wenn Werner nicht so beschäftigt wäre, würde ich gerne meine Freundschaft zu ihm vertiefen. Gleiches gilt bei Paddel.

Dienstag, 17.06.1980

Warum nur quälen uns Menschen immer wieder diese unreinen körperlichen Triebe? Edith sieht das anders, aber ich meine, man müsse sich bemühen, ganz frei von ihnen zu werden.

Sie liebt wohl zu sehr die Menschen, die Welt, die Kunst, als daß sie den Wunsch hätte, sie zu überwinden, um in den reinen Geist einzutauchen.

Mittwoch, 18.06.1980

Als mir heute nachmittag nicht gelang, den Fall D. wie geplant abzuschließen, und ich daraufhin mit Edith fast stritt, sagte sie mir, ich sei ganz schön verwöhnt. Die Schule und die Berufs-

ausbildung seien mir leicht gefallen, ich hätte spielend bewältigt, wofür andere hart hätten arbeiten müssen; und nun erwartete ich vom Schicksal, daß es mir immer den Weg freiräume und mir die Ergebnisse vor die Füße lege.

Samstag, 21.06.1980

Am Donnerstag hatte Edith eine längere Besprechung mit Herrn Franzen. Ich wartete nach Arbeitsschluß mehr als eine Stunde auf sie. Sie kam nicht, so trat ich alleine den Heimweg an. Erst war ich nur ein wenig verärgert, nachher aber steigerte ich mich immer tiefer in meinen Ärger hinein. Hatte sie denn gar nicht daran gedacht, daß ich auf sie wartete? Freitag erzählte ich ihr davon. Obwohl ich einräumte, daß mein Ärger sicherlich übertrieben sei, muß meine Stimme doch noch vorwurfsvoll geklungen haben. Edith reagierte heftig. Sie fürchte meine „Gefühlsanwandlungen“ schon. Bald sei Renate ihre einzige Vertraute; die benehme sich jedenfalls nicht so mimosenhaft und kreise nicht immer nur um sich.

Ich war ziemlich geknickt. Schweigend stiegen wir die Treppe zum Bahnsteig 11 hinauf. Als wir dort standen und warteten, schaute Edith mich auf einmal spitzbübisch an und sagte dann zu mir: „Sei doch nicht immer so ernst, Kerl. Lach doch mal über dich!“ Ich war erstaunt über ihr seltsames Anliegen, aber sie wiederholte: „Ja, lach einfach über dich. Bitte, tu mir den Gefallen. Vergiß deinen Ernst und lache!“ Ihre herzhaften Bemühungen rissen mich derart mit, daß ich meinen düsteren Ernst nicht mehr aufrecht erhalten konnte. „Was soll ich nur ohne dich machen?“ platzte ich heraus, und dann fiel ich ihr in die Arme und lachte, lachte, lachte lauthals. „Mensch, du!“ „Mein Mädchen!“ Gemeinsam schüttelten wir uns vor Lachen und bekamen kaum mehr Luft.

Als kurz darauf die Bahn einfuhr, sagte ich mit scheinbarem Ernst: „Vielleicht sollte ich versuchen, von nun an zweimal täglich

über mich zu lachen.“ „Nein“, erwiderte Edith und fügte nach kurzem Zögern trocken hinzu: „Besser wäre dreimaliges Lachen, vorzugsweise jeweils eine halbe Stunde vor den Mahlzeiten.“

✶✶

IV. Teil

Schloßpark. Frühsommer. Abend. Zwei junge Spaziergänger.

Er: „Ich kann nicht verstehen, was Humanisten, die nicht an Gott glauben, eigentlich antreibt. Kapier' ich einfach nicht."

Sie: „Weshalb nicht? Du kennst doch diesen Antrieb auch."

Er: „Sicher, ich weiß, wie … beglückend es sein kann, Gutes zu tun. Aber irgendwann mal müssen sich diese Humanisten doch fragen: Wozu das Ganze? Was bleibt davon bestehen, letztlich? In ihrer Vorstellung ist doch mit dem Tod alles aus, alles vorbei. Sie selbst sterben, und die, denen sie Gutes getan haben, die sterben auch."

Sie: „Aber die Werte, die sie geschaffen haben, die sie vertreten, die behalten doch ihren Sinn. Ganz unabhängig von Zeitabläufen."

Er: „Okay, mag sein. Ich denke jetzt aber nicht an Werte, sondern an die Menschen. Wenn die sich sagen: ‚Mit dem Tod ist das Leben endgültig abgeschlossen', verliert doch dieses Leben durch den Tod … rückwirkend seinen ganzen Sinn — und damit eigentlich schon von vorneherein! — So dachte ich schon als Kind. Gut, ich selbst glaube an ein ewiges Weiterleben. Aber ich frage mich immer schon: Wie können Menschen, die nicht daran glauben, ihr Leben einfach so fortführen? Sie müssen sich doch ständig selbst belügen — oder aber stumpf vor sich hin vegetieren!"

Sie: „Du denkst so. Du! Andere denken anders. Die hoffen, daß ihr Werk in ihren Kindern weiterbesteht. So bekloppt sich das für dich vielleicht auch anhört. Oder die genießen einfach das Leben. Oder haben ihre Aufgaben, verfolgen ihre Ziele …“

Er: „Du meinst, die fragen nicht nach einem … höheren Sinn des Daseins, nach was Ewigem oder so, sondern die sehen den Sinn des Lebens … im Leben selbst, auch wenn mal Finito ist?“

Sie: „Ja. Du machst den Fehler, nur von deiner eigenen Vorstellung auszugehen.“

Er: „Aber wenn man doch nur ’n wenig darüber nachdenkt! Nur ein wenig! Dann muß doch jedem klar sein … dann muß doch jeder fühlen, daß nur die Ewigkeit glücklich macht! Was ist das schon, fünfzig oder hundert Jahre?“

Sie: „Wie du schon sagst: Es ist ’n Gefühl. Eine Sache der Mentalität. Mein Gefühl zum Beispiel ist ganz anders. Ich erschrecke bei der Vorstellung, ewig zu leben. Weißt du, daß ich froh bin, wenn mein Leben endlich zu Ende sein wird? Wenn ich Frieden und Ruhe habe? Keine Ängste, keine Qualen mehr! — Ich weiß, dieser Wunsch ist ’ne Schwäche von mir. Aber ich wünsche mir zutiefst, das ständige Leiden endlich loszuwerden und nur noch zu schlafen.“

Er: „Wenn du wirklich ausgelöscht wärst, dann … dann hättest du doch gar nichts mehr davon. Verstehst du: Du wärst dir ja gar nicht mehr bewußt, daß du nicht mehr leidest.“

Sie: „Mein Gefühl sagt mir, daß Leben Leid ist. Dann ist es immer noch besser, gar kein Bewußtsein zu haben, als zu leiden. Ich sehne mich einfach danach, die Last abwerfen zu dürfen. Wie gesagt, ich empfinde dieses Lebensgefühl als eine persönliche Schwäche. Vielleicht fehlt mir einfach die Kraft, mir ewige Freude vorzustellen. Aber es ist bei mir nun einmal so.“

Er: „Und was gibt dir trotzdem den Mut zum Weiterleben?“

Sie: „Der Glaube, daß mir Gott hilft. Irgendwie wird’s schon weitergehen. Und die Freundschaft eines lieben Menschen. Und das Leben selbst, das mich immer wieder anzieht. Jetzt zum Beispiel, der Frühsommer … die Sehnsüchte, die dann aufkommen … die Lust zu reisen, neue Städte zu sehen …“

*

Samstag, 05.07.1980

Meine liebe Edith,
in diesem Brief möchte ich Dir gerne von meinem Urlaub berichten, damit Du ein wenig daran teilhaben kannst. Ich habe mir vorgenommen, möglichst täglich meine Erlebnisse aufzuschreiben. Hoffentlich pack’ ich’s!

Heute Anreisetag. Komfortabler Reisebus. Die Landstriche rechts und links der Autobahn wetteiferten in Eintönigkeit. Zum Glück rettete ein Verkehrsstau uns vor der Langeweile; er nötigte den Fahrer, auf die Romantische Straße auszuweichen. So fuhren wir vorbei an Rothenburg ob der Tauber und rasteten in einem romantischen Städtchen, Dinkelsbühl. Sehr schöne, jahrhundertealte Fachwerkhäuser, auch mehrere Stadttore. Leider scheint es sich herumgesprochen zu haben, daß der Ort romantisch ist. Überall nämlich parkten romantische Busse und Autos und ließen in mir sehnsüchtige Erinnerungen an Düsseldorfer Parkplätze aufkommen.

Nach dem Mittagessen setzten wir die Fahrt fort. Die Landschaft präsentierte sich in wechselnden Bildern; Wälder begleiteten die Straße, dann wieder flogen Wiesen vorbei, Hügel und Täler, Bäche und Gehöfte. Die Fahrt war ein fast ungetrübtes Vergnügen, einzige Trübung: Mein edelster Körperteil wurde

strapaziert. Endlich, gegen Abend, waren wir am Ziel, in Mittenwald. Meine Unterkunft: eine nette Pension. Nach dem Auspacken der Koffer bummelte ich noch ein wenig durch den Ort. Mein erster Eindruck: schöne Stadt, leider viel Verkehr.

So, nachdem ich jetzt gehörig müde bin, will ich für heute aufhören. Bis morgen, liebe Edith.

Sonntag, 06.07.1980

Das Wetter bisher durchwachsen, aber insgesamt wärmer als zu Hause. Nach üppigem bayrischen Frühstück eine Stadtrundfahrt. Der Fahrer, ein „zugewanderter" Hesse, brachte ganz trocken eine witzige Bemerkung nach der anderen. Der Bus bebte vor Lachen. Anschließend Besuch der Messe. Die Kirche war voll. Schlichte, aber eindringliche Predigt über das Vertrauen. Zum Mittagessen suchte ich eine etwas außerhalb gelegene Wirtschaft auf, in der einige Einheimische ihren Frühschoppen noch nicht beendet hatten. Am Nachmittag dann wanderte ich zum Lautersee, einem Gebirgssee, der ruhig zwischen Wiesen und Wäldern gelegen ist. Dort ruhte ich mich aus und genoß die wundervolle Aussicht auf den See, der am Rand mit Schilf bewachsen ist, auf die Vegetation ringsum mit ihren unterschiedlichen Grüntönen, auf die blaugrauen, teilweise schneebedeckten Alpenspitzen. Eine schönere Landschaft kann ich mir kaum vorstellen: der Frieden des Bergsees, die Abwechslung bewaldeter Hügel, die Majestät der Bergriesen. Ein Angler auf einem Ruderboot paßte so richtig in das Idyll. Nur die Tretboote, mit denen Touristen den See durchfurchten, störten mich.

Für morgen früh will die Hauswirtin (eine kräftige Person, überaus freundlich und hilfsbereit, aber auch überaus redselig) ein Proviantpaket packen.

Montag, 07.07.1980

Heute Wanderung nach Scharnitz in Österreich. Der Weg führte mich durch den sogenannten Riedboden, ein fruchtbares Tal, durch das die pastellgrüne Isar sich schlängelt. Die Landschaft beeindruckte mich tief. Ich fand sie so schön, daß ich zweifle, ob es mir gelingen wird, sie mit meinen mageren Worten zu beschreiben. Mich erstaunten vor allem der ständige Wechsel und die Vielfalt der Erscheinungen.

Zuerst ging es vorbei an blumenübersäten Wiesen, die sich flach erstreckten, dann wieder Buckel oder Höcker bildeten. Auf der linken Seite sah man einen hölzernen Schuppen stehen, wenige Schritte weiter kam man vorbei an Stapeln von Holzstämmen. Allmählich bewaldete sich die Gegend: erst einzelne Bäume, dann sah man kleine Gruppen, schließlich ging man eine ganze Weile durch dichteren Wald, der sich aber immer wieder zu Lichtungen öffnete. Kiefern, Tannen, Lärchen, Fichten wechselten miteinander ab. Auf den Wiesen zu beiden Seiten des Wegs fielen die hellgrauen Baumstümpfe ins Auge. Gelegentlich erblickte man einen Ameisenhaufen. Die Luft roch angenehm würzig, hauptsächlich von den Nadelhölzern. Manchmal auch drang der „ländliche“ Duft von Kuhfladen in die Nase.

Der Himmel klarte immer mehr auf, bald segelten dort nur noch einzelne Wölkchen. Die Luft war erfüllt vom Gezwitscher der Vögel. Rechts lag ein Weiher, in dem einige Kinder nach Kaulquappen fischten, die sie in großen, wassergefüllten Einmachgläsern sammelten; stolz zeigten sie mir gefangene Molche.

Die Weite des Riedbodens weitete auch mein Lebensgefühl. Gleichzeitig vermittelten die Berge, die das Tal begrenzen und damit von der übrigen Welt abschirmen, ein Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit. Ich kann nicht verstehen, daß andere Spaziergänger, die mir unterwegs begegneten, ihren Blick kaum vom Boden erhoben. Zwei ältere Frauen, die eine Zeitlang hinter mir gingen, hörte ich ununterbrochen miteinander tratschen,

nichts als tratschen. Ich setzte mich auf einen Baumstumpf und wartete, bis sie nicht mehr zu sehen waren.

In Scharnitz angekommen, gönnte ich mir eine längere Pause, weil der Weg mich doch sehr angestrengt hatte. Das Proviantpaket ließ ich verschlossen und aß lieber Hirschgulasch, der mir vorzüglich mundete. Dazu bestellte ich eine Karaffe Wein.

Auf dem Rückweg begegnete ich Bauern bei der Heuernte. Ich schaute ihnen eine Weile lang zu. Anscheinend half die ganze Familie mit, auch die jüngeren Kinder. Ein Stöpsel von vielleicht 7 oder 8 Jahren fuhr den Traktor, sprang zwischendurch immer wieder herab, lief ein wenig vor und warf einige abseits gelegene Heubüschel auf die aufzuladenden Haufen. Ein gutes Stück weiter, schon nahe der Stadt, übten sich Jugendliche im Bogenschießen.

Wieder im Ort, schob ich mich durch eine dichte Menge und gelangte trotz des mörderischen Verkehrs heil in die Pension. Sozusagen zum Dessert dann Tolstojs Erzählungen.

Dienstag, 08.07.1980

Heute, liebe Edith, versuchte ich mich erneut in der Kunst des Wanderns. Ob es gelang?

Diesmal ging's zum Tonihof. Unterwegs begegneten mir zahlreiche Spaziergänger, die zünftig gekleidet waren, mit Kniebundhose, grobkariertem Hemd und dicken Wanderschuhen, nicht zu vergessen den Rucksack, den Wanderstock und einen spitzen Filzhut mit Gamsbart. Nach allem, was ich hier bisher beobachten konnte, bin ich mir sicher, daß die meisten dieser derart ausgerüsteten Bezwinger der Berge kaum zwei oder drei Kilometer zu Fuß zurücklegen, um sodann in eine Wirtschaft einzukehren und nach geglückter Bezwingung einer üppigen Mahlzeit die Heimwanderung anzutreten.

Kaum hatte ich mich von meinem heutigen Ausflugsziel einige hundert Meter entfernt, begann es heftig zu regnen. Zum

Glück fand sich ein Schuppen, unter dessen überstehendem Dach ich mich unterstellen konnte. Erst nach einer halben Stunde, als es nicht mehr so furchtbar schüttete, konnte ich den Weg fortsetzen.

Mittwoch, 09.07.1980

Es regnet ununterbrochen. Da mir in der Pension die Decke auf den Kopf fiel, bummelte ich ein wenig in der Stadt und flüchtete schließlich in ein Café. Dort machte ich mir ein Vergnügen daraus, die Besucher eingehend zu beobachten. Am meisten amüsierte mich der Anblick dreier älterer Damen von bedeutenden Proportionen, die sich mit ihren Kopfbedeckungen gegenseitig übertrafen. Der einen Haupt zierte eine Art Turban, die zweite krönte sich mit einem Vogelnest aus Tüll, allerdings ohne Vögel, die gewichtigste der drei schließlich ließ, die sommerliche Jahreszeit mit Verachtung strafend, einen abenteuerlichen Aufbau aus Pelz zu Ehren kommen.

Donnerstag, 10.07.1980

Heute morgen nahm ich mir vor, den Kranzberg zu „bezwingen“. Das Wetter war hierfür genau richtig, Sonnenschein und Wolkenschatten lösten aneinander ab. Informationstafeln priesen „bequeme Wanderwege“ an, aber Herz und Lunge gaben mir schon nach kurzem Anstieg entgegengesetzte Informationen. Oben angekommen, genoß ich eine wunderbare Aussicht auf die umliegenden Berge und das Isartal. Die Aussicht wurde mir zur Einsicht, welche Schönheiten es in dieser Welt gibt.

Wieder im Ort, genehmigte ich mir ein italienisches Mittagessen. Während ich auf das Menü wartete, beobachtete ich durch das Fenster das rege Treiben in der Geschäftsstraße. Endlich wurde aufgetischt. Der Kellner, natürlich ein Italiener, schlank und

hochgewachsen, mit schwarzer Hose und halboffenem weißen Hemd, lächelte überlegen.

Nachmittag. Ich schaute mir die Stadt näher an. Etwas störend fand ich — außer dem Verkehr — die vielen Andenkenläden.

Freitag, 11.07.1980

Heute, liebe Edith, komme ich in den Genuß, Dir ein ganz besonderes Erlebnis zu berichten. Ich bringe es sozusagen brühwarm zu Papier, gleich hier im Bus greife ich unbeherrscht zur Feder, was sich an einer gewissen Uneleganz meiner Schrift unschwer wird ablesen lassen. Um es nicht zu spannend zu machen: Ich habe das Kloster Ettal besucht, aus dem Wunsch heraus, meine Zeit nicht nur mit Wanderungen durch die Natur zu verbringen. Und ich kann wirklich sagen: Soeben sah ich ein Juwel, eine Perle. Alleine von außen schon ein herrlicher Anblick, diese am Berg, inmitten des Grüns von Wiesen und Bäumen gelegene breite Anlage mit der großen Kuppel. Das Innere der Klosterkirche überwältigte mich geradezu: die strahlend weißen Wände, die goldbemalten Plastiken, der Marmor, die Kristallüster. Mir schmerzt jetzt noch der Nacken vom langen Betrachten des grandiosen Deckengemäldes in der Mittelkuppel. Aber da sind noch manche andere Einzelheiten, die ich erwähnen muß: die bemalten, mit Skulpturen ausgestatteten Beichtstühle; die Altäre, geschmückt mit Blumen und Kerzen; die goldumrahmten Tafelgemälde; die prachtvolle Orgel; überhaupt all diese hundert zierlichen Details. Eine einzige Beglückung, dies alles in sich aufzunehmen. Wären da nur nicht die vielen Besucher gewesen, deren Verhalten ich zart mit Vokabeln wie Kindergarten und Schweineherde umschreiben möchte.

Sonntag, 13.07.1980

Heute beende ich diesen Brief, damit er Dich vor meiner Rückkehr noch erreicht. Was ich in den nächsten Tagen noch erleben werde, möchte ich Dir dann zu Hause erzählen. Ausführlich Bericht erstattet wird auch von München, das ich mir gestern anschaute. Eines vorab: Ich bin begeistert, restlos. Diese wenigen Stunden reichten aus, daß ich mich in die Stadt verliebte. Mehr soll hier nicht verraten werden. Du, ich freue mich schon sehr auf unser Wiedersehen.

Bis dahin.
Dein Michael

*

Nach ausgiebigem Frühstück in der Pension waren die Eltern mit ihrem fünfzehnjährigen Sohn aufgebrochen. Stolz schwang er seinen Wanderstock, dessen Schaft zahlreiche runde Plättchen mit Ansichten oder Wappen von Orten zierten, die er während der letzten Jahre angewandert hatte. Obenan prangte, als wertvollstes Erinnerungsstück, ein kleiner silberfarbener Hirschkopf mit Geweih.

Meist ging der Sohn, den Blick zu Boden gesenkt, einige Schritte hinter den Eltern, die sich über Arbeitskollegen und über Möbel und über den geplanten Hauskauf unterhielten, manchmal aber lief er vorneweg, neugierig auf die wechselnden Ansichten der Natur und die Ausblicke in die Weiten der Landschaft. Man rastete häufig, da Michael sich wegen seiner Behinderung nicht zu sehr anstrengen sollte. Als man die Hälfte der Strecke zurückgelegt hatte, zog Mutter Everding aus ihrer großen Handtasche die belegten Brote hervor.

Später, auf der Bergkuppe, kam endlich auch die Kunst der Fotografie zu ihrem Recht. Herr Everding nahm Maß, die Mutter stellte den Vordergrund für die im Tal liegende Ortschaft, der

Sohn posierte vor der fernhin sich erstreckenden bewaldeten Bergwelt. Dann kam der Abstieg; würzige Wiesenluft füllte ihre Lungen.

In der Ortschaft verglichen sie die Gerichte und Preise der an den Wirtshäusern ausgehängten Speisekarten, um sich schließlich für ein gutbürgerliches Lokal zu entscheiden. Der Sohn stillte seinen Durst mit Limonade, während der Vater ein großes Pils bevorzugte und die Mutter einen lieblichen Weißwein. Man wählte Hirschgulasch, mit Semmelknödeln und Preiselbeeren. Dann wartete man; eine halbe Stunde dauerte es mindestens. Als aufgetischt war, aß Frau Everding so schnell, daß sie schon nach wenigen Minuten über Magenschmerzen klagte und lebhaft bedauerte, sich den Genuß verdorben zu haben. Herr Everding speiste langsam und lange, mit sichtlichem Vergnügen. Auch Michael schmeckte es, allerdings nahm er nur wenig von dem Fleisch auf seinen Teller. Seit einigen Monaten mochte er aus Mitleid kein Fleisch mehr von getöteten Tieren essen; allerdings wagte er nicht, mit seinen Eltern darüber zu reden, aus Furcht, nicht verstanden zu werden.

Wieder in der Pension — es war schon später Nachmittag —, beschloß Familie Everding, den Tag geruhsam ausklingen zu lassen. Die Mutter bereitete einige Brote mit Salami und Käse, dazu gab es Tomaten und roten sowie gelben Paprika. Dem Mahl folgte eine Lesestunde: Frau Everding blätterte in der Frauenzeitschrift „Herzblatt“, während Michael Comic-Hefte verschlang und sein Vater Kreuzworträtseln zu Leibe rückte.

Am nächsten Morgen, als Frau Everding noch schlief, zogen Vater und Sohn alleine hinaus in die Natur. Michael, der für gewöhnlich gerne lang im Bett lag und seine Zeit brauchte, um die Morgenmüdigkeit zu überwinden, nahm jetzt mit hellwachen Sinnen seine Umgebung wahr und sog gierig die neuen Eindrükke in sich auf. Die frische Luft, der Lärm der Vögel, der tauige Geruch des Bodens erweckten in Michael die Lebenslust. Er blickte

seinen Vater an und sah, daß dieser gleichermaßen vom Leben der Natur ergriffen wurde.

Früh schon, als Michael erst 5 Jahre alt und kaum aus dem Krankenhaus entlassen war, hatte der Vater ihn mitgenommen zu Ausflügen in die Natur, derweil die Mutter, was sie ohnehin lieber tat, den Sonntagmittags-Braten zubereitete. Der Vater setzte den Jungen auf den Kindersitz seines Fahrrads und fuhr dann mit ihm Waldwege entlang, an Wiesen vorbei, auch an Äckern, an deren Rändern Mohn und Kornblumen leuchteten. Geradezu glücklich machte Michael der starke Duft der Kamille. Viel später noch, wenn dieser Geruch zufällig wieder in seine Nase stieg, erinnerte er sich jener seligen Augenblicke. Im Wald ließen sie oft das Rad stehen und gingen abseits der Wege, stiegen über umgefallene Baumstämme, querten Bäche, ruhten auf Baumstümpfen aus, und der Vater machte ihn mit einigen Pflanzen und Kleintieren bekannt. Damals lernte Michael die Natur lieben.

Als Vater und Sohn von ihrer Wanderung zur Pension zurückkehrten, noch ganz erfüllt von den Eindrücken dieses Morgens, hatte Frau Everding sich schon am Frühstückstisch niedergelassen.

*

Da saß er nun. Eng war's schon, mit so vielen Menschen in dem kleinen Wohnzimmer, aber hier fühlte er sich wohl. Er hörte einfach zu, geredet wurde schließlich immer.

„Zum Beispiel, der Jantschi-Batschi, der hatte einmal so viel Sliwowitz getrunken, fand dann nicht mehr die Haustür. Am nächsten Morgen wacht er im Schweinestall auf." Es war der Großvater, der diese kleine Erinnerung zum besten gab.

„Sagt mir nichts Schlechtes über den Jantschi-Batschi", warf jetzt lachend Tante Leni ein. „Er hat uns gerettet, als bei der

Kirchweih — ich glaube, es war 1937 — die Pferde mit dem Wagen durchgingen. Du warst doch auch dabei.“ Sie wandte sich an ihre Schwester, Frau Everding, die neben ihr auf dem Sofa saß.

„Ich denke gerne daran. Unsere Kindheit, das war doch eine schöne Zeit!“

„Darf man eintreten?“ Onkel Rudolf erschien wieder einmal als letzter. Man rückte noch enger zusammen, um auch ihm noch Platz zu machen.

„Danke, Michael, bleib sitzen, ich setze mich lieber neben deinen Vater, da bin ich näher an der Quelle.“ Er meinte die Flasche Kirschwasser, aus der der Großvater soeben die Stamperl füllte. „Zum Wohle dann.“ Mit einem Schluck leerten die sechs Männer ihre Gläser. Onkel Rudolf ließ sich als einziger noch ein Glas nachschenken.

„Und was ist aus dem Jantschi-Batschi geworden?“ knüpfte Onkel Karl an das Gespräch wieder an.

„Lebt jetzt im Elsaß. Der Russe hat ihm auf der Flucht auch noch den letzten Wagen genommen, er konnte nur noch das nackte Leben retten.“ Onkel Joseph zündete sich in aller Ruhe eine Zigarette an und lehnte sich dann gemütlich in seinen Sessel zurück. Da die Fenster geschlossen waren, würde die Luft in dem kleinen Wohnraum bald noch dicker werden.

„Der Russe hat’s im Krieg am schlimmsten getrieben. Seitdem trag ich keine Ohrringe mehr. Die vielen Frauen, denen er sie einfach aus den Ohren gerissen hat!“ Tante Leni schüttelte sich vor Abscheu.

„So schlimm wie der Franzos’ waren sie alle nicht.“ Onkel Rudolf hatte sich noch einmal nachgeschenkt. „Wie der die Gefangenen behandelt hat. Ich könnte da Geschichten erzählen, die ich in der Kriegsgefangenschaft erlebt habe. Ein einziges Brot für vierzig Kameraden hat er uns gegeben, und einen Löffel voll Butter; aber glaubt ja nicht …“

„Könnt ihr denn nicht über was anderes reden?“ unterbrach ihn Frau Everding. „Immer nur Krieg. Der ist doch jetzt schon lange vorbei.“

„Seit 25 Jahren“, ergänzte Herr Everding. Er schwieg meist und erhob nur selten seine Stimme.

„Helft’s mir mal.“ Die Großmutter stand auf, und mit ihr erhoben sich die übrigen Frauen. Rasch war, trotz der hindernden Enge, der Kuchen aus der Küche herbeigeschafft und der Tisch gedeckt. Die Großmutter backte mit großer Leidenschaft, ein Wochenende ohne Selbstgebackenes wäre undenkbar gewesen. Bei Feiern im Familienkreis, wie an diesem Pfingstfest, wurden Unmengen von Torten und Kleingebäck aufgefahren, und was man trotz guten Zulangens nicht aufaß, nahmen die Besucher als Zehrung für die folgenden Tage mit nach Hause.

„Nun, Michael“, fragte Onkel Hermann während der Tischdeckphase, „wie geht’s voran auf dem Gymnasium?“

„Ach ja, ganz gut.“

„Dauert’s noch lange bis zum Abitur?“

„Drei Jahre noch.“

„Da kannst du dankbar sein, daß deine Eltern dir den Schulbesuch ermöglichen. Deine Mutter konnte ja nicht einmal die Volksschule abschließen; ja, dieser Krieg. Und die Flucht. Na, und nachher, in den Aufbaujahren, ging’s nicht mehr.“

„Ist er nicht brav, unser Michael?“ Tante Franziska jonglierte gerade mit zwei Torten zwischen den Sesseln hindurch. „Immer so still, und immer kommt er mit, wenn wir uns treffen. Wenn ich da an andere Kinder denke.“

„Ja, deine Tochter etwa. Ich habe Silvia letztens wieder mit diesem Glatzkopf zusammen gesehen. Er schob den Kinderwagen. Wann, sagtest du, wollen sie heiraten?“

Dieser von Tante Leni abgeschossene Pfeil traf.

„Ach, und euer Sohn“, gab Tante Franziska prompt zurück, „hat er schon wieder seine Arbeitsstelle verloren? Armer Junge.

Dann kann er euch ja auch gar nicht helfen, das Haus abzubezahlen."

„Sollen wir es ihnen sagen?" fragte Frau Everding ihren Mann, so laut, daß sogar die Streithennen verstummten und alles erwartungsvoll zu Michaels Mutter hinschaute. „Vorgestern haben wir unterschrieben, den Kaufvertrag, und sind jetzt auch Hauseigentümer." Sie sagte es triumphierend und genoß die neidischen Blicke ihrer Schwestern.

„Ein Grund zum Feiern!" Onkel Rudolf schenkte sich nach.

Michael war froh, daß die Aufmerksamkeit nicht mehr ihm galt. Er nahm ein Stück Torte auf seinen Teller, Schwarzwälder Kirsch, aß und hörte zu. Seine Mutter erwähnte neben der Lage des Grundstücks und dem Aussehen des Hauses auch den günstigen Kaufpreis sowie die vielen Überstunden des Vaters, woraus sich dann eine Diskussion über Geldanlagen und Zinsen entwikkelte — an diesem Punkt etwa zogen sich die Damen mitsamt dem Geschirr in die Küche zum Spülen zurück —, und wo von Zinsen die Rede ist, sind die Steuern nicht weit. Diesen folgten die Kriegsrenten, und schon war man wieder im Geburtsland der meisten Anwesenden, in Jugoslawien, angelangt.

„Zum Beispiel, die Rosie-Nena, die hat den größten Hof im Dorf geerbt ...", meldete sich dann auch wieder Großvater zu Wort, Einstieg zu einer neuen Runde, in der sich besonders Onkel Rudolf mit Geschichten aus seiner Jugend hervortat.

Am Abend dann gab es, wie zu jeder gemeinsamen Feier, die „Selbstgemachten": Würste, die der Großvater scharf nachgewürzt hatte — entpellt, mit viel Paprika durch den Fleischwolf gedreht, neu eingedarmt —, so daß sie nach Heimat schmeckten und nicht so lasch wie das hiesige Zeug.

*

Paris, zweiter Versuch:
Sonntag, 21.09.1980

Heute nachmittag Ankunft. Am Bahnhof nahmen wir ein Taxi. Ich sitze jetzt am Schreibtisch meines Hotelzimmers: schöner großer Raum, Teppich mit rotbraunem Farnblatt-Muster, die Tapeten blau und golden, breites Bett, darüber ein Gemälde, weiblicher Halbakt von hinten mit Korb voller Meerestiere; hohe Decke, Radio, Telefon. Die Zimmer von Edith und ihrem Vater liegen zwei Etagen höher. Am Abend noch Spaziergang über die Boulevards und über die Rue de Rivoli. Jetzt ist es schon sehr spät.

Montag, 22. September 1980
Paris, im Hotel

Gestern morgen lief alles zunächst recht günstig an. Vater hatte gut geschlafen; ich selbst hatte in der Nacht einige Stunden wachgelegen, aber das bedeutet ja nicht immer, daß ich einen qualvollen Tag vor mir habe. Im Morgengrauen erreichten wir den Hauptbahnhof, wo kurz darauf Michael zu uns stieß, auch er guter Dinge. Ich mußte jedoch arg gegen einen Stimmungsabfall kämpfen, als ich feststellte, daß zwei ehemalige Klassenkameradinnen ihre Plätze in unserem Abteil reserviert hatten. Die ersten Stunden verliefen nicht einmal unangenehm, Elke, Ulla und ich plauderten angeregt miteinander, Vater nahm, soweit er etwas verstand, an dem Gespräch teil, Michael schwieg teilnahmsvoll. Aber dann, gegen Mittag, wurde es mir doch zuviel. Ich bewältige es nicht, mich ständig anderen Menschen zuwenden zu müssen. Hinzu kam die häßliche Industrielandschaft, die wir durchfuhren, und der grelle Sonnenschein. Wir verabredeten uns unverbindlich für den Nachmittag, aber ich hatte nicht vor hinzugehen. Man zeigte schließlich erstaunliches Feingefühl, da ich so „mitgenommen“ aussähe.

Endlich am Gare du Nord, endlich mit Michael und Vater im Taxi, das uns durch die Häuserschlucht der Rue de Richelieu beförderte. Kurze, fast schmerzhafte Wiedersehensfreude beim Anblick der geliebten Fassaden mit den langen Fenstern, den Schlagläden und Balkonbrüstungen, den bizarren Dächern.

Das Hotel hatte ich mir mondäner, eleganter vorgestellt. Nicht sonderlich komfortabel, fast schon ungemütlich das enge Zimmer. Das Fenster führt hinaus auf eine schmale Straße, in der sich der Lärm des Verkehrs fängt.

Meine gedrückte Stimmung sollte sich nicht mehr lösen. Wenigstens machte Vater kein Aufhebens wegen meiner schlechten Verfassung. Auch Michael war ganz lieb zu mir. Sein Zimmer ist etwas großzügiger geschnitten. Zu dritt spazierten wir ein wenig durch die Straßen und stärkten uns in einem Terrassencafé, bevor wir zum Louvre bummelten, um uns dort einen Plan für unsere Besichtigung zu besorgen.

Wie sehr hatte ich mich auf das Wiedersehen der Tuilerien, der Place de la Concorde gefreut. Wäre ich nicht zu betäubt, hätte ich schmerzliche Enttäuschung empfunden: Der sonst märchenhafte Ausblick von der Balustrade war von Bretterverschlägen verstellt. Auch unser Spaziergang entlang der Rue de Rivoli und zur Oper begeisterte mich nicht, vielleicht wirken die Straßen und Plätze sonntags nicht, wenn die Läden geschlossen sind, vielleicht lag es aber auch an mir.

Später, nach kurzem Ausruhen im Hotel, gingen wir noch durch den belebten Boulevard des Italiens mit seinen bunten Lokalen — doch auch hier empfand ich nichts als Erschöpfung.

Vor dem Einschlafen betete ich inbrünstig, daß sich mein Zustand bessern möge. Denn wie man Paris erlebt, liegt nur an einem selbst. Vorläufig ist mir alles fremd und bedrohlich, mir scheint, mehr als bisher fällt mir die Umstellung auf eine neue Umgebung schwer.

Dienstag, 23.09.1980

Nach dem Frühstück besuchten wir heute gemeinsam den Louvre. Dort schauten wir uns einen Teil der Bildersammlung an, frühe Italiener, französische Malerei des 17. und 18. Jahrhunderts. Watteau gefiel mir, aber auch Poussin, von vielen anderen Malern einzelne Werke. Von den kleineren Bildern war ich oft enttäuscht, zu monumental wirkten die riesigen Leinwände auf mich (Edith meint: schön — mehr nicht).

Danach trennten wir uns, und ich ging alleine auf Fototour.

Dienstag, 23. September 1980
Paris, Café Trois Heures

Es regnete, als Vater und ich heute morgen durch den wohltuend ruhigen Garten des Palais-Royal zur Rue de Rivoli gingen und uns bis zur Öffnung des Louvre in der Kirche St.-Germain-l'auxerrois aufhielten. Hier bat ich Gott um Hilfe, die er mir auch gewährte: Ich spürte heitere Ruhe, obwohl Vater sich wieder sehr ungeduldig zeigte, als wir auf Michael warten mußten, und obwohl dieser beim Eintreffen seine schlechte Laune nicht verbergen konnte. Schließlich stapften wir auf den Eingang zu. Der mächtige Bau mit seinen überladen dekorierten Sälen und Fluren verschlang die Menschenmassen, so daß der Andrang nicht störte. Wir stiegen sogleich die breite Treppe hinauf ins Obergeschoß, wo uns die großartige Figur der Nike von Samothrake empfing: Sie ist nicht Stein, sie lebt, wirft sich dem Sturmwind des Meeres entgegen, wobei das flatternde feuchte Gewand an den Körper klatscht und ihn durchscheinen läßt. Was für ein herrlicher Frauenkörper: kraftvolle, vitale Leiblichkeit, pulsierendes Leben — Geist und Fleisch in einem.

Michaels Laune war inzwischen umgeschlagen: Beinahe zärtlich gestimmt, was mich nun auch wieder störte, trottete er hinter Vater und mir her. Wir bekamen für heute einen recht

guten Eindruck der Sammlung französischer Maler. Die des 14. und 15. Jahrhunderts sagten mir noch nichts, aber die Gemälde der Brüder Le Nain, die mit starker Innigkeit erfüllt sind, sowie die traumhaften, idealisierten Darstellungen von Poussin erfreuten mich, verschafften mir geradezu körperliches Behagen. Und dann das Bild, das mich am meisten ergriff: der „Gilles“ von Watteau. Es wirkt tragisch auf mich, wie alle Bildnisse von Menschen, die im Innersten leiden an dieser Welt. Gilles weiß, daß die Menschen ihn nicht verstehen, nicht nur seine Gefährten, die sein Leiden entweder gar nicht erkennen oder als Kauzigkeit abtun, sondern auch die Betrachter des Gemäldes, die er traurig anschaut; stumm schreit er nach Mitgefühl und ist doch ohne Hoffnung.

Zwar bemühten wir uns noch um die bekanntesten der nachfolgenden französischen Maler, doch leider war unsere Aufnahmefähigkeit so sehr strapaziert, daß zumindest bei mir für tiefere Eindrücke kein Raum mehr blieb.

Michael wollte seine eigenen Wege gehen, so bummelten Vater und ich alleine zur Rue St. Honoré und durch die faszinierende Welt der großen Geschäfte, der Schmuck-, Mode- und Antiquitätenläden. Es hatte aufgehört zu regnen.

Mittwoch, 24. September 1980
Paris, Hotelzimmers

Auch heute morgen trafen wir uns am Eingang des Louvre, doch während Michael zum Jeu de Paume strebte, um sich die Impressionisten anzuschauen, stiegen Vater und ich wieder der Nike entgegen, wandten uns jedoch diesmal sogleich den Italienern zu. Zufällig gerieten wir in den Saal der Mona Lisa, die ganze Menschentrauben umvölkerten. Zum Glück konnten wir die anderen Meisterwerke ungestört genießen. Zunächst Leonardo da Vinci. Ich weiß es nicht mit Worten zu sagen, welche Faszination

von seinen Bildern ausgeht, vor allem von der „Anna Selbdritt“; es ist eben das, was das große Kunstwerk erst ausmacht, vielleicht die Art, wie Leonardo es vermocht hat, die Liebe durch alle Figuren hindurch zum Ausdruck zu bringen, dieser Schmelz, der auch über der untergeordneten Landschaft liegt. Seine Bilder atmen Geheimnis, man weiß, man kann sie in den Tiefen nicht erfassen, nur erahnen. Die Werke der meisten anderen mußten dahinter verblassen, selbst die von Tizian und Raffael.

Nach einer Pause wandten wir uns dem Höhepunkt und Abschluß zu: Rembrandt. Ergreifend das Altersbildnis: die Ruine eines menschlichen Antlitzes, und doch von einer inneren Schönheit durchleuchtet, die wohl nur Erfahrung und Leid hervorbringen können. Der Blick scheint Frage an den Betrachter und Antwort zugleich zu sein; trotz der Nöte ist er voll Weichheit, voll Güte, nicht Resignation, nicht verhärtete Verbitterung. Merkwürdig, beim Anblick solcher Bilder des Leides und Erlittenen fühle ich mich getröstet und beruhigt.

Donnerstag, 25. September 1980
Straßencafé

Heute verkürzte Vater seinen Mittagsschlaf auf zwei Stunden, so daß wir schon am frühen Nachmittag aufbrachen. Es hatte zwar aufgehört zu regnen, als Vater und ich an der Station Trocadéro ausstiegen, aber der Himmel war noch immer verhangen. Vielleicht hätte im Sonnenlicht alles anders auf mich gewirkt. Aber so empfand ich den Eiffelturm und die Rasenflächen des Marsfeldes nicht beeindruckend, eher langweilig, sogar beklemmend monoton und leblos, mehr noch als die entsetzlichen Glaskästen, die sich entlang der Peripherie der Stadt in die Höhe recken und den Eiffelturm vergleichsweise schmächtig erscheinen lassen.

Wir wanderten eine ganze Weile durch eine eintönige Gegend, bis wir die Kuppel des Invalidendomes erblickten. Er wird gleich

unsere nächste und für heute letzte Station sein. Möglich, daß wir unterwegs Michael begegnen werden, der den gleichen Weg zurücklegen möchte wie wir, nur in entgegengesetzter Richtung.

Freitag, 26. September 1980
Hotel

Im Louvre trennten wir uns, Michael will sich wohl nicht bevormunden lassen und sich sein eigenes Urteil bilden. Mir nur recht.

Freitag, 26.09.1980

Zu meinem langen Rundgang durch die Bildersammlung die an Ort und Stelle notierten Gedanken:

Franzosen: Klare Formen und Farben, Landschaft, Historie, Sagen. Claude Lorrain: märchenhaft, Dunstschleier, sanftes Licht. Andere: Poussin, Champaigne, Le Brun, Le Nain.

Holländer: Rembrandt: überzeugend, ergreifend, tiefgehend, Bilder verschwommener.

Italiener, 16. Jahrhundert: Raffael, Leonardo usw.: weiche Haut, oft geheimnisvolles Lächeln (z. B. Mona Lisa), klar konturiert. Herrlich auch Tizian, hier die Konturen nicht mehr so überdeutlich.

Italiener Mittelalter: Gesichtsausdruck religiös, ernst, weinerlich. Oft wunderbare Farben, manchmal Figuren nur in grau.

Italiener, 17. und 18. Jahrhundert: schlecht beleuchtet. Anfangs viel Historienmalereien. Mir gefielen: Guardi (Venedig, Menschengruppen), Panini (ähnlich), Tiepolo: lichtere Malweise, heiter, viel Weiß.

Spanier: Goya: ernst, würdig, oft inneres Feuer in den Gestalten; Valesquez, Ingres.

Auf Engländer usw. verzichtete ich.

Am Nachmittag spazierten wir drei zur Kirche Sacré-Cœur. Das orientalische Äußere gefällt mir. Großer Innenraum, Fenster mit phantastischem Rot. Mönche in weißen Kutten hielten gerade eine Messe ab. Ich wurde in fast ekstatische Stimmung versetzt. Nachher Fotografier-Rundgang. Edith bezeichnete meine Vorliebe für diesen Kirchenbau als Geschmacksverirrung.

Freitag Nachmittag, 26. September 1980
Hotelzimmers

Herrlichster Sonnenschein empfing Vater, Michael und mich, als wir die Butte Montmartre zur strahlendweißen Zuckerbäkkerkirche Sacré-Cœur hinaufstiegen. Dieses Gebilde mit seinen Türmchen und Kuppeln im neo-romanisch-byzantinischen Stil ist zwar kitschig, aber es stört nicht. Von der Rampe aus eine herrliche Aussicht auf die im Dunst gelegene Stadt. Im Inneren der Kirche derselbe Kitsch wie außen, aber nicht ohne Stimmung. Nur wird der Gottesdienst dort auf allzu theatralische Weise zelebriert.

Samstag, 27. September 1980
im Zug

Abschied von Paris. Noch einmal ein gemütlicher Abend für uns drei. Nach dem Abendessen ging Vater schon voraus zu unserem Straßencafé, während Michael und ich über den vom Nachtleben vibrierenden Boulevard Haussmann bummelten und Bilanz zogen. Der gemeinsame Aufenthalt hier darf wohl als gelungen bezeichnet werden, wenn auch unsere „Stile“ unterschiedlich waren. Wir sind einander nicht in die Quere gekommen und hatten doch viele Berührungspunkte.

Als wir drei zum letzten Mal unter der roten Markise des Cafés auf den Korbstühlen saßen, die Menschen an den anderen

Tischen und auf der Straße beobachteten, die warme Abendluft genossen, kam Vater wie von ungefähr auf seinen Schulausflug nach Paris zu sprechen. Es war anregend zuzuhören, wie frühere Generationen aus weniger mehr machten, das Leben besser zu genießen wußten, unbeschwerter waren. In dem Augenblick, als der Gin Fizz die Schwere nahm und um mich herum alles fröhlich und heiter schien, hatte ich plötzlich eine sehnsuchtsvolle Vorstellung davon, was Lebensfreude bedeutet, über die man nicht großartig zu reflektieren braucht. Aber ich wußte zugleich, die düsteren Empfindungen werden nicht auf sich warten lassen.

*

Ein Sonntag im Spätherbst des Jahres 1981. Das Dunkel der Nacht hatte sich auf den Park gesenkt, und nur selten schien der Vollmond durch den Dunst der Wolken.

Es war still geworden. Wie dicke Watte lag das Schweigen ringsum. Dann: Rascheln des trockenen Laubs. Schritte. Stimmen.

„Hast du keine Angst, hier alleine in der Dunkelheit?“ fragte leise und ein wenig ängstlich eine Männerstimme, die sich aber sogleich über ihre Ängstlichkeit lustig machte. „Schließlich könnte der Schwarze Mann kommen!“

„Ich habe — leider — keine Angst vor einem Überfall“, antworte mit trauriger Stimme eine junge Frau. „Wie gern würde ich mich davor fürchten, wenn ich alle anderen Ängste dafür los wäre.“

Für einen Augenblick blieben die beiden an der „Trompet“ stehen. Sie schienen sich unschlüssig zu sein, welchen Weg sie nehmen sollten; der Mann zeigte mit seiner Hand zum Rondell und zum Rhein hin, von wo ein Licht schwach herüberleuchtete. Sie entschieden sich dann aber doch für den anderen Weg, der weit um das Zentrum herum verlief und einen gewundenen Bach entlang sowie an der „Reitbahn“ vorbei führte.

Nachdem Michael sich einigermaßen an das Gehen in der Dunkelheit gewöhnt hatte, begann er zu erzählen. Anfangs spähte er noch manchmal mißtrauisch nach rechts und links, ob nicht eine Bewegung, ein Huschen, ein aufblitzendes Augenpaar zu erkennen sei, oder er horchte hinein in die Stille, ob sich außer dem durch die eigenen Schritte hervorgerufenen Rascheln der Blätter noch ein anderes Geräusch hören ließe.

Vor knapp einem Jahr hatte Edith ihm zu Weihnachten die „Kulturgeschichte der Neuzeit“ von Egon Friedell geschenkt. Es war ein erneuter Versuch von ihr gewesen (der wievielte eigentlich?), ihn aus seiner Dumpfheit und Interesselosigkeit ins Leben zu locken, ein Versuch, ihm zu zeigen, wieviele Werte und Kostbarkeiten das Dasein doch bereithält, wenn man nur die Augen und das Herz öffnet.

Michael hatte sich bemüht, Edith nicht zu enttäuschen, und daher bald mit der Lektüre begonnen. Täglich las er einige Seiten. Und dann bat sie ihn, ihr auf den regelmäßigen Parkspaziergängen einfach zu berichten, was er den Abend zuvor gelesen hatte, so wie auch ihr Vater und sie einander von ihren Büchern erzählten. Als er bemerkte, daß ihr dies Freude machte, wurde die Lektüre für ihn zum Vergnügen. Außerdem las er wesentlich aufmerksamer, denn ihm lag daran, den Inhalt, wenn auch in eigenen Worten, so doch möglichst getreu wiederzugeben; dazu aber mußte er ihn erst einmal verstanden haben. So wurde das Lesen und Erzählen für ihn zu einer festen Gewohnheit.

Die „Kulturgeschichte“ war nicht das einzige Buch, das er zu jener Zeit las. Auch ein Werk über Rembrandt hatte es ihm angetan. Als er Edith davon erzählte, schaute er sie begeistert an, rief: „Jetzt begreife ich erst!“ und fügte, hintergründig lächelnd, hinzu: „Bin ja mal gespannt, wieviele weitere ‚Erleuchtungen‘ mich in der nächsten Zeit noch erwarten.“

Sie näherten sich dem „Kopfweiher“, der in seiner kreisrunden Form nur eine entfernte Ähnlichkeit mit einem Menschenkopf

aufwies und der sich, wollte man den einmündenden Itterbach mit einem Hals vergleichen, wie manche es zur Erklärung des Namens taten, in einen zweiten Hals fortsetzte, da der Bach den Weiher rechtwinklig zur Einmündung wieder verließ.

Sie blieben stehen und schwiegen. Jenseits der Wasserfläche sahen sie hinter Bäumen einige Villen, nur wenige der Fenster waren erleuchtet. Linker Hand, ganz nahe am Weiher, erkannten sie deutlich hinter einer großen Fensterscheibe einen Wohnraum, dessen einzige Lichtquelle eine Stehlampe zu sein schien, die das Zimmer mitsamt seinem zeitlos wirkenden Mobiliar warm erhellte. In einem Stuhl saß, leicht nach vorne gebeugt, ein Mann mittleren Alters und las ein Buch. Nur wenn er die Seiten umblätterte, konnten die beiden Zuschauer eine Bewegung des Mannes erkennen. Von dem Zimmer, dessen Lichtschein ein schwaches Schimmern auf dem schwarzen Wasserspiegel hervorrief, ging etwas tief Beruhigendes aus.

Ein schönes Bild. Jetzt müßte ich Kamera und Stativ bei mir haben, dachte Michael. Und Edith fragte sich, was für ein Mensch dieser lesende Mann wohl sein möge.

Schweigend setzten sie ihren Weg fort. Es war so dunkel, daß sie nicht einmal den Bach sahen, der die Allee begleitete. Das steinerne Brückchen, über das man durch einen Rotdorngarten hindurch zur Meliesallee gelangte, zeigte sich im schwachen Lichtschein der fernen Straßenlaternen bizarr mit Eisengittern und Eisenspitzen bewehrt, als müßten herandringende Feinde am Betreten des Parks gehindert werden.

Einige hundert Meter weiter begann die kathedralförmige Fächerallee. Hier begegneten die beiden einem Phänomen, das insbesondere Michael beeindruckte. An sich handelte es sich um eine ganz natürliche Erscheinung, die sich allnächtlich wiederholte.

Ihren Blicken noch verborgen, lag das Schloß zwischen dem Englischen und dem Französischen Garten links der Fächerallee. Zunächst fiel ihnen ein helles, warmes Licht in die Augen, das

von einem Strahler ausging, der die Rückfront des Schlosses erleuchtete. Dann erblickten sie die auf Sockeln stehenden oder sitzenden Skulpturen mythologischer Götter, die ein wenig von diesem Licht empfingen. Doch Michael achtete nicht weiter auf die Figuren, er schaute aufmerksam vor sich auf den Weg. Auf diesen nämlich fielen abwechselnd breitere Licht- und schmalere, von den Baumstämmen herrührende Schattenbahnen, die wegen des spitzen Einfallwinkels eine außerordentliche Länge aufwiesen. So wanderten die beiden von Licht zu Schatten und von Schatten zu Licht.

Und dann erschien sie vor ihren Augen, die beleuchtete Südseite des Schlosses: grau der Haustein, pfirsichblütenfarben der Anstrich, weiß die hohen Fensterläden — die ganze Front getaucht in sanftes Licht.

„Eiei-eieieieiei!“

„Wie?“ Michael schaute verblüfft seine Begleiterin an.

„Ich sagte: ‚Eiei-eieieieiei!‘ Das wäre der Kommentar meines Vaters bei diesem Anblick.“

Der Abschied fiel den beiden an diesem Abend besonders schwer. Michael hatte sich für einige Tage freigenommen, und er würde Edith während dieser Zeit wohl kaum zu Gesicht bekommen. Für den kommenden Tag war er von Werner und Ulla zum Geburtstag eingeladen worden. Werner hatte ihm bei der Ankündigung von Möhrenkuchen und nach eigenem Rezept gefertigten Sojafrikadellen schon den Mund wäßrig gemacht. Am Dienstag wollte er bei Paddel vorbeischauen, der aus Anlaß seiner Verlobung eine aoOT (außerordentliche Offene Tür) hielt, und nicht zuletzt hatte er auch versprochen, in Wuppertal bei den Vorbereitungen für eine „besondere Gedenk-Meditation“ zu helfen, so daß auch der dritte freie Tag keine Möglichkeit zu einem abendlichen Treffen mit Edith bot.

**

V. Teil

Wieviele Portionen Schokoladenpudding mochte er in diesem Dachzimmer schon gelöffelt, wie oft wohl bewegungslos und wie erstarrt hier ihrer Stimme gelauscht haben, wenn sie aus ihrem Tagebuch vorlas?

Als Michael den Raum betrat, war es ihm, als befände er sich wieder im Freien: Das Fenster mit den braunen und grünen Butzenscheiben, das sonst nur gedämpftes farbiges Licht hereinließ, wodurch das Zimmer in einen geheimnisvollen Dämmer gehüllt wurde, war jetzt weit geöffnet. Sonnengesättigte Märzluft füllte den Raum.

„Oh, du bist nicht allein“, entfuhr es ihm, als Edith die Zimmertür schloß. Er versuchte, seine Enttäuschung zu verbergen, als er auf den roten Haarschopf zusteuerte. Dieser gehörte zu einem kräftig geschminkten Gesicht, dessen Wangen ihm so grellviolett entgegenleuchteten, als hätte ihre Besitzerin vor kurzem Prügel bezogen. „Welche Überraschung. Renate.“ Beide lächelten, er drückte ihr — nach Art der amerikanischen Mormonen-Missionare — herzhaft die Hand, so daß sie kurz zusammenzuckte, dann nahmen sie in den Cordsesseln Platz, während Edith nach unten ging, um eine Flasche Wein zu holen.

„Wie geht's denn so?“

„Och ja, ganz gut.“

„Und die Arbeit?“

„Wie immer.“ Wenige Minuten später sollte Michael durchaus nicht mehr so einsilbig sein; im Augenblick aber schaute er verlegen zu Boden, während Renate mit den Moosachat-Perlen ihrer Kette spielte und ihn amüsiert und wohlwollend neugierig betrachtete.

Seit Monaten hatte der „Literaturkreis“ nur noch aus Edith und Michael bestanden; Renate hatte kein Interesse mehr gezeigt, was sie mit Sätzen wie „Ich komme einfach nicht mehr dazu“ oder „Die Arbeit wächst mir über den Kopf“ zu umschreiben pflegte. Verständlich, daß Michael, der sich für diesen Sonntagnachmittag mit Edith verabredet hatte, um sein neuestes „Werk“ zum Besten zu geben, über Renates Anwesenheit nicht wenig erstaunt war. Rainer habe sich überraschend entschlossen, mit Freunden Squash zu spielen, und sie einfach heute sitzenlassen, lautete Renates lapidare Erklärung, als Edith einschenkte. Und nun sei sie eben hier.

„Wenn ich das gewußt hätte. Hätte dann sicher ein anderes Thema gewählt.“

„Spann uns nicht auf die Folter. Laß hören“, versuchte Edith ihn nun zu ermuntern.

Er stellte sein Glas ab, beugte sich ein wenig nach links, indem er sich auf die Armlehne stützte, und zog umständlich seine Notizen aus der rechten hinteren Hosentasche. „Das Thema: Unsere Wirklichkeit.“ Er entfaltete seine Zettel und lehnte sich zurück.

„Ehrlich, hast du dich damit nicht ’n bißchen übernommen?“ wandte sogleich Edith ein, vielleicht in dem Bemühen, ihm eine Peinlichkeit zu ersparen. „Die größten Philosophen haben sich darüber die Köpfe zerbrochen.“

„Laß ihn doch! Ich bin jedenfalls gespannt darauf.“ Renate lächelte ihm ermutigend zu.

„Nun ja, äh“, begann er, ein wenig irritiert. „Also: unsere Wirklichkeit. Gut, ein nicht ganz leichtes Thema. Ich hab’s versucht.

Vielleicht werd' ich jetzt lauter Stuß reden, und ihr werdet sagen: ‚Ins Klosett damit'." Diese Bemerkung war an Ediths Adresse gerichtet, die er beschämen wollte, indem er sie an ihren zweifelnden Einwurf, den sie offensichtlich schon bereute, erinnerte. „Wie ihr wißt, las ich im vergangenen Jahr Friedells ‚Kulturgeschichte der Neuzeit'. Außerdem gab's da noch ein oder zwei andere Büchlein. Keine Sorge, es soll nicht zu theoretisch werden!"

Michael legte eine Pause ein und prüfte in den Gesichtern der beiden Mädchen nach, welche Wirkung seine Worte bisher erzielt haben mochten. Während Renates Augen ihm gespannte Aufmerksamkeit verrieten, meinte er in Ediths Gesicht auch eine Spur von Skepsis zu erblicken.

„Wie sehen wir die Wirklichkeit? Ich möchte jetzt einige Behauptungen aufstellen, und dann wird sich zeigen, ob ich in der Lage bin, diese Behauptungen zu belegen. — Wo ist denn der Zettel? Ah, hier. Also:

Wir alle sind Brillenträger. Wir wissen es nur nicht.

Jedes Zeitalter schaut durch ein anders geformtes Schlüsselloch.

Die Weltanschauung glaubt zu wissen, weiß aber nicht, daß sie glaubt.

Dumm ist man, weil man es will.

Die Optik beugt sich der Gewalt.

Unsere Zeit will die Wahrheit gar nicht kennen. Darauf hat sie freiwillig verzichtet.

Wir leben verdünnt und denken im luftleeren Raum."

Triumphierend schaute Michael in die Runde. Hatten seine Sprüche „gesessen"?

„Auf unseren jungen Philosophen!" Edith hob ihr Glas, und man stieß an. War das als Lob gemeint, oder als Spott?

„So, nun möchten wir doch ein wenig genauer werden", fuhr Michael dozierend fort. Nur gelegentlich warf er jetzt einen Blick auf sein Konzept. „So, ja, also ich möchte behaupten, daß … du,

und du, und ich, und alle anderen ebenso, wir sehen die Wirklichkeit fast immer durch eine Brille. Keine Brille wie für Kurzsichtige, die die Umwelt schärfer, deutlicher erkennen läßt. Vielleicht sollten wir eher von … einer Sonnenbrille reden. Oder von einer Brille mit farbigen Gläsern, die das, was ich sehe, irgendwie einfärbt. Der Witz dabei: Ich sehe nur die rote oder gelbe oder blaue Welt, aber nicht die rote oder gelbe oder blaue Brille, weil … die Brille ist eben unsichtbar wie … vielleicht hätte ich besser von Kontaktlinsen geredet." Michael wollte den neuen Einfall notieren, sah dann aber Ediths ungeduldigen Blick. „Egal, Brille oder Kontaktlinsen. Was ich halt sagen will: Ohne daß wir es wissen, ohne daß uns das klar ist: Unser Sehen ist meistens beeinflußt. Ich setze einfach was voraus und käme nie auf die Idee, es zu ‚hinterfragen', weil … ich weiß ja nichts davon!" Seine Stimme wurde laut und eindringlich, als hielte er als Anwalt in einem amerikanischen Kriminalfilm ein Plädoyer vor Gericht. „Ich atme sozusagen eine Meinung ein, oder ein Weltbild, und schon … ist mir eine Ansicht plausibel, und die andere Ansicht, die vielleicht meinem Großvater oder einem Araber ohne weiteres verständlich ist, die … die pack' ich einfach nicht, die ist mir wie 'n Buch mit sieben Siegeln! Die lehn' ich ab! Knall, bumm, aus!" Michael legte eine Pause ein und sortierte seine Papiere.

„Klingt ja ganz hübsch", wandte Renate ein, die an ihrer Brosche herumnestelte. „Aber wie wär's mit Beispielen?"

„Könnte anschaulicher sein", ergänzte Edith.

„Immer mit der Ruhe. Wartet's ab." Michael lächelte geheimnisvoll. „Fahren wir also fort in unserem Stoff", sprach der Lehrer. „Lektion 2: Das Schlüsselloch. Okay, auch hier könnte man bunte Gläser nehmen, aber warum nicht mal 'n bißchen Abwechslung? Also: Nicht nur jeder einzelne, oder Gruppen, oder Völker, sehen die Welt und das Leben anders ge…" — Er zögerte und überlegte — „also eben einfach ‚anders', sondern auch jede Zeit,

jedes Zeitalter. Da gibt's Türen, versteht ihr, und da steht was drauf — wie eben beim Örtchen „Damen" oder „Herren" — da steht nämlich groß drauf: ‚Wirklichkeit'. Die ist hinter den Türen. Und jede Zeit hat 'ne eigene Tür mit 'nem anderen Schlüsselloch. Die Türen bleiben verschlossen, aber man kann durchs Schlüsselloch gucken. Was damit gesagt sein soll: Jede Zeit sieht die Wirklichkeit anders. Vielleicht gibt's Menschen, aber es sind nur 'n paar, die können sich von ihrer Zeit befreien und auch mal durch andere Schlüssellöcher schauen, flüchtig. Aber niemand kann eine Tür aufsperren und die Wirklichkeit von allen Seiten betrachten." Pause.

„Auch Weltanschauungen", fuhr er bedeutungsvoll fort, „auch Ideologien verändern den Blick. Sie sind fest überzeugt zu erkennen, was wirklich ist, und bemerken dabei nicht, daß sie auf … unbewußten Voraussetzungen aufbauen. Sie haben 'ne Meinung, und meinen, das sei eine Tatsache. Beispiel: Du glaubst an ein mechanistisches Menschenbild, siehst den Menschen als … na ja, als Maschine, oder Automaten, auch die Seele ist bloße Mechanik. Und dann baust du auf deiner Ideologie eine ganze Naturwissenschaft auf, mit Theorien, und Lehrmeinungen, und so."

Edith, die sich hier geradezu persönlich angesprochen fühlte, hätte gerne Beispiele aus ihrer eigenen — leidvollen — Erfahrung gebracht, wollte Michael jedoch nicht in seinem wilden Redeeifer unterbrechen.

„Und jetzt was ganz Wichtiges!" Michael hob mahnend einen Finger. „Es kann sein, daß ich die Wirklichkeit nicht nur eingefärbt, sondern sogar ganz verzerrt sehe, weil ich sie im Grunde falsch sehen will. Irgendwie entspricht die Welt nicht meinen Wünschen. Gut, stelle ich mich eben auf den Kopf und mache anderen … und vor allem mir selbst … was vor. Wer hat das noch gesagt: ‚Lügen verdummt⸮' … Egal, es gibt 'ne Dummheit, die ist eigentlich … Intelligenz, die alles dransetzt, die Dinge bloß nicht so zu sehen, wie sie wirklich sind. Die Optik beugt sich

also der Gewalt. Okay, Leute, ich bring schon ’n Beispiel.“ Er sah den beiden Mädchen an, was sie wünschten. „Hm, laßt mich mal überlegen. Wie wär’s denn damit? Also … sagen wir, ich wäre ’ne Frau, die sich ‚selbstverwirklichen‘ will. Schön. Was wäre? Ich sähe nur mich selbst. Nicht? Alles andere würde ich nur noch in Bezug auf mich sehen. Steht dieser Mensch mir im Weg, oder … nützt er mir? Nun, ist das, was ich — als Frau — dann seh’, auf diese Weise seh’, noch Wirklichkeit? Also …“

„Meinst du nicht“, unterbrach ihn Renate, „daß du es jetzt bist, der eine Brille trägt? Eine aus lauter Vorurteilen?“ Sie lächelte ihn mehrdeutig an. Er war verwirrt. Er wußte nicht, ob das jetzt ein ernsthafter Einwand war, oder ob sie ihn nur zum besten halten wollte.

„Ja … wieso … nein, ich weiß nicht recht, wie du das meinst.“

„Aus deinen Worten spricht ja wohl ein massives Vorurteil gegen Frauen und Selbstverwirklichung. Du lehnst einfach pauschal ab, ohne zu begründen.“

Michael erschrak — und schwieg erst einmal. Damit hatte er nicht gerechnet, darauf war er nicht vorbereitet. Eigentlich hielt er sich nicht für einen Frauenfeind, aber vielleicht hatte Renate ja doch nicht so ganz unrecht. Seine Stirnrunzeln traten noch deutlicher als bisher hervor, als er nach einer Weile sagte: „Sicher trag’ auch ich ’ne Brille, oder mehrere, und wahrscheinlich hab’ ich von den meisten nicht die geringste Ahnung, aber ich versuche, sie zu erkennen und mir … mir bewußt zu machen, welchen Einfluß sie auf mich haben.“

„Und außerdem“, ergänzte Edith in der Bemühung, die Lage durch Humor zu entschärfen, „kennen wir ihn ja als fleißigen Brillenputzer.“

„Dann wollen wir mal sehen, daß wir vorankommen“, sagte Michael in einem Tonfall, als wollte er, enttäuscht von seinen unaufmerksamen Schülern, den Stoff so schnell wie möglich abschließen. Wenige Sekunden später aber hatte er sich bereits

wieder in Begeisterung geredet und nahm das ungehorsame Pack gar nicht mehr wahr. „Unsere Zeit hat darauf verzichtet, freiwillig, die Wahrheit zu kennen. Sie hält sich Augen und Ohren zu, um … nein, so kann ich's nicht sagen. Sie hat … vielleicht wär' ein Haus 'n gutes Beispiel … noch besser: eine Festung. Sie hat sich in die Festung eingeschlossen und alle Verbindungen nach draußen abgebrochen. Alles, was drinnen ist, kennen wir. Aber alles, was draußen ist, außerhalb der Mauern, vergessen wir immer mehr. Wir vergessen, daß die Welt nicht nur aus unserer Festung besteht, sondern auch aus allem … drumherum.

Ich seh' schon, alles 'n bißchen … äh … abstrakt. Gut, ich werde ein wenig in die Geschichte zurückgreifen. Reisen wir also in das ach so finstere Mittelalter.

Damals herrschte — versucht einmal, euch das vorzustellen — damals herrschte ein ganz anderes Lebensgefühl als heute. Friedell sagte … wo haben wir's denn?" Michael kramte wieder. „Ach hier … Er sagte, den Menschen damals war die natürliche Erscheinungswelt, also Berge und Flüsse und … eben sonst auch alles, war der Abglanz einer höheren, lichteren und wahreren Geisteswelt. Die sahen das gleiche wie wir, aber mit ganz anderen Augen. Es gab eine Art Überwirklichkeit, und die leuchtete durch alle Dinge. Versteht ihr: Die Bäume, die Steine, alles sprach zu den Menschen von Gott und von der Ewigkeit. Man wußte, man ist nicht von dieser Welt, und doch fand man auch hier tiefste Geborgenheit — trotz allen Leids —, weil die eigentliche Heimat durch die diesseitige Welt durchschimmerte. Gott, der die Wahrheit ist, hatte die Welt geschaffen: Also war auch die Schöpfung wahr. Und noch was: Es gab so was wie … na, heute nennt man's ‚Ganzheitlichkeit' bei Heilpraktikern und so … gab so was wie 'ne tiefe Einheit zwischen … wir würden vielleicht sagen: zwischen Kopf und Bauch … also: Man dachte nicht rein abstrakt, sondern alles Denken und Reden war mit Leben gefüllt, mit Bildern, es war bunt und intensiv."

Michael schaute jetzt häufiger in seine Zettelsammlung. Vielleicht meinte er, Renate dadurch, daß er sie nicht anblickte, weniger zum Widerspruch herauszufordern.

„Na ja“, fuhr er fort, „und dann rückte die Neuzeit an. Die Christen des Mittelalters hatten sich, anders als die Heiden der Antike, frei gefühlt. Grund: Sie wußten sich als höchstes Geschöpf, viel höher als die Tiere. Sie sahen sich als Kinder Gottes. Ja, und außerdem waren sie nur Gast in dieser Welt. Und dann kommt die Renaissance, und in ihr — wie soll ich sagen — löst sich die Freiheit von ihrem Grund. Es gab 'ne ungeheure geistige Revolution. Alles mögliche verselbständigte sich, suchte seine eigenen Gesetze in sich selbst. Und was geschah? Die Dinge dieser Welt … wurden nicht mehr so sehr als Schöpfung angesehen, die Natur wurde so was wie ein aus sich selbst bestehendes Wunder. Ja, auch die Menschen … wurden selbstbestimmt, zu autonomen Persönlichkeiten. So nach dem Motto: ‚Ich bin ich, ich steh' in mir selbst.‘ Und die große Einheit der mittelalterlichen Weltsicht zerfiel, auf einmal gab's lauter einzelne Bereiche: Politik, Rechtsprechung, Kunst, Wissenschaft, was sag' ich, hundert, nein tausend Wissenschaften. Und man lernt, abstrakt zu denken, und die Bilder und Gefühle dabei wegzulassen. Man lernt zu rechnen, und wie man alles verfügbar macht und in den Griff bekommt. Man sieht schon ein goldenes Zeitalter heraufdämmern, absolute Freiheit, vollkommenes Glück. Und jetzt komm ich zu unserem Jahrhundert.“

„Bevor wir nun wirklich dazu kommen: Wollen wir nicht erst noch mal anstoßen?“ Edith wünschte sich wohl eine kurze Unterbrechung. „Du hast dir ja wirklich Mühe gegeben, Michael.“

„Nun ja, man tut, was man kann.“

„Bloß kein *fishing for compliments* mit solchen Gemeinplätzen. Ehrlich, dafür hast du sicher Wochen gebraucht?“ Ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr Renate fort: „Aber erzähl weiter, diskutieren können wir gleich eh noch darüber.“

„Wie wär's, wenn wir dann 'nen Spaziergang machten? Die Luft ist heute so angenehm." Die beiden anderen stimmten Ediths Vorschlag zu.

„Also, ich will versuchen, es kurz zu machen. Unser Jahrhundert. Die Hoffnungen erfüllten sich nicht. Fortschritt: ja. Seligkeit: nein. Wir sind in eine Sackgasse geraten, weil … so sehen einige das … weil wir den falschen Weg eingeschlagen haben. Wir haben uns so sehr befreit, daß wir endlich auch frei sind von jeder Geborgenheit. Woran können wir uns noch festhalten? … Durch den ungeheuren Drang nach Selbstbestimmung ist alles beliebig geworden. Alles gilt, also gilt gar nichts. Autonome Persönlichkeit? Daß ich nicht lache! Heute gibt's doch fast nur Massenmenschen. Wahrheit? Zählt nicht mehr. Wichtig ist doch nur, was man mit den Dingen machen kann; ob sie und die Menschen funktionieren. — So!" seufzte Michael, als hätte er sich soeben einer schweren Last entledigt, „Lange geredet, hoffentlich nicht zuviel. Dabei ist das ganze schon stark komprimiert."

Er mußte unwillkürlich lächeln. Eine Episode aus seiner Schulzeit fiel ihm wieder ein. Vor der Klasse hielt er ein Referat über die Entwicklung der Raumfahrt, das er gründlich vorbereitet hatte. Nachdem er schon zwanzig Minuten lang geredet und noch nicht einmal ein Drittel seines Textes vorgelesen hatte, bat ihn der Deutschlehrer, der bis dahin große Geduld geübt hatte, den Rest des Stoffes doch bitteschön zusammenfassend vorzutragen. Michael war zwar enttäuscht, sah aber den gelangweilten Gesichtern seiner Mitschüler an, daß der Lehrer wohl nicht ganz im Unrecht war. Dabei hatte er sich solche Mühe gegeben! Wenn man schon etwas macht, darf es doch nicht halbherzig sein!

„Ich hoffe, in aller Bescheidenheit, daß es mir 'n bißchen gelungen ist darzustellen, daß unsere Zeit tatsächlich darauf verzichtet, die Dinge kennenzulernen, wie sie in Wahrheit sind."

Michael hob den Blick von seinem Blatt, senkte ihn aber sofort wieder, nachdem er festgestellt hatte, daß man offenbar bereit war, auch noch seine Schlußworte anzuhören.

„Wir leben verdünnt und denken im luftleeren Raum. Wir sind ärmer geworden als die Leute früher. Die haben die Wirklichkeit viel stärker empfunden. Die Dinge waren für sie mit Sinn gefüllt, voller Farbe und Leuchtkraft." Er schwärmte. „Und dann kam immer mehr die Trennung. Die Gedanken, die lösten sich vom Leben. Nicht mehr wahrnehmen, nur noch ‚konstatieren'. Gestehen wir's uns doch ein: Wir sind der Wirklichkeit entfremdet."

Schweigen.

Stille, die nur von Vogelgezwitscher unterbrochen wurde, das durch das Fenster hereindrang. Und von Papiergeraschel: Offenbar suchte Michael etwas in seinen Aufzeichnungen.

Und dann dieser Ruf, oder war es schon ein Schrei?: „Teeleefoon!" Die Stimme von Ediths Vater dröhnte durch das ganze Haus.

Als Edith das Zimmer verlassen hatte, beugte sich Renate zu Michael hinüber: „Sag mal, weshalb erzählst du uns das alles eigentlich? Welche Absicht verfolgst du damit?"

Wäre Michael nicht wieder so verwirrt gewesen, er hätte jetzt, da sein Blick nicht mehr auf seinen Zetteln heftete, vielleicht bemerken können, wie sehr die Eleganz Renates ganzes Erscheinungsbild bestimmte: etwa durch das schlichte Kostüm, zu dem sie einzig ein in Taillenhöhe herabhängendes doppeltes Bändchen trug; durch die mattseidig schimmernde weiße Bluse; durch den erlesenen Schmuck. Hinzu kam eine natürliche Grazie, die sich in Haltung und Bewegung des Körpers ausdrückte, wobei freilich auch Koketterie und ein leichter Hang zur Pose eine Rolle spielten. Sicherlich hätte Renate sich als Modell für einen Maler oder Fotografen geeignet, ein (trotz ihres Kummerspecks) vorzügliches Modell vielleicht, würde nicht ihre Launenhaftigkeit zeitweilig den Umgang mit ihr erschwert haben.

„Weshalb ich dieses Referat gehalten habe?“ fragte Michael, um Zeit zu gewinnen. „Vielleicht wollte ich einfach nur sagen: Denk an die Brillen!“ So, nun schwebte er im Raum, dieser Spruch, den Michael mit nicht geringem Stolz von sich gegeben hatte.

„Du meinst also: Was ich als wirklich ansehe, muß noch lange nicht die Wirklichkeit sein? — Ich hab’ so den Eindruck, du willst das Rad der Geschichte zurückdrehen.“

Michael wurde verlegen. „Nein … äh … ganz sicher nicht. Ich fänd’s schlimm, wenn ich im Mittelalter leben müßte … Es gibt doch so vieles Gute heute … aber was ich sagen wollte …“

Er kam nicht weiter. Edith trat wieder ins Zimmer. Sie blieb in der Mitte des Raums stehen und sagte: „Es war deine Mutter, Michael. Ich soll dir ausrichten, daß du sofort nach Hause kommen möchtest.“

„Ist was passiert?“

„Sie sucht einen Chauffeur, weil sie eine Bekannte im Krankenhaus besuchen möchte. Dein Bruder hat dazu keine Zeit.“

„Ach so, ja, dann muß ich wohl gehen.“

Ediths Enttäuschung war nicht zu übersehen. „Ich hatte mich eigentlich auf diesen Nachmittag gefreut. Und was wird jetzt aus unserer Runde? Und was wird aus dem Referat?“

„Ja, was wird daraus? Ich würde sagen, es ist beendet. Ich hätte mich auch gefreut, wenn wir noch ’n wenig darüber geredet hätten. Aber wenn ich doch gebraucht werde …“ Michael schien es zwar auch sehr zu bedauern, aber anscheinend ging ihm die Familie vor.

Schade. Schade auch, daß er das Streitgespräch zwischen Renate und Edith, das eine deutliche Abkühlung zur Folge haben sollte, nicht miterlebte.

*

„Augenblicke wie diese sind viel zu selten — Stimmungen wie diese. Ich brauche so was ab und zu.“

Sie schwieg zu seinen Worten. Er würde doch hoffentlich nicht wieder in einen seiner Naturräusche verfallen, von denen er ihr berichtet hatte?

Der Wind zauste ihre Kleidung und Haare, als sie langsam die Rheinpromenade entlanggingen und das Schauspiel miterlebten. Hochwasser. Die Luft war deutlich frischer als während der letzten Tage. Fast eine Woche lang hatte es ununterbrochen geregnet, die Welt war in ein gleichmäßiges Grau gehüllt gewesen. Heute, am Sonntag, hatte der Regen aufgehört. Gelegentlich brach sogar die Sonne hervor und tauchte Teile der Rheinauen in gleißendes Mittagslicht. Manchmal auch huschte, für wenige Sekunden nur, ein heller Schimmer über die unruhige Wasserfläche oder durch die Baumkronen des jenseitigen Ufers.

An manchen Stellen hatte der Strom seine Breite nahezu verdoppelt und wälzte sich nun schwer durch sein zu eng gewordenes Bett. Ungeduldig schlugen die Wellen gegen die grasbewachsene Böschung. Aus dem Wasser, das bereits bis auf wenige Meter an die hochgelegene Promenade heranreichte, ragten außer Pappeln auch Kopfweiden mit ihren keulenförmigen Stämmen und hunderten von Rutenzweigen heraus; oft sah man nur noch die Wipfel. Die Wellen, vom Wind gepeitscht und getrieben, brachen sich an den Stämmen, die sich unter der Wucht des Sturmes bedrohlich bogen. Das Heulen des Windes in den Bäumen der Promenade und des nahen Schloßparks klang wie tausendfältiger Klagegesang. Die Wiesen, die bei normalem Wasserstand ein kilometerlanges sumpfiges Ufer bildeten, waren jetzt fast vollständig überschwemmt; nur in der Ferne ließ sich noch ein vom Wasser umspülter grüner Streifen sehen, ein leuchtender Klecks inmitten des Aufruhrs.

Die Oberfläche des Stroms änderte ständig ihr Aussehen. Nicht nur zauberten die Windböen immer neue Wellenmuster,

auch das wechselnde Licht spielte mit dem Fluß, wandelte mattes Grau hier in Rötlichbraun oder in kräftiges Ocker, dort in ein schwarz-silbernes Flimmern und Glitzern.

„Das ist ein Lebensgefühl hier, was?! Diese Weite, diese Kraft der Natur! Wenn die Elemente gegeneinander anrennen!“ Michaels Begeisterung verleitete ihn zum Pathos. „Achte mal auf die wechselnde Farbe des Wassers, Edith. — Wie sieht eigentlich „Oliv“ aus?“

„Wie kommst du denn jetzt darauf?“

„Ein Arzt sagte mir, ich sei teilweise farbenblind. Aber ich merke gar nichts davon: Rot oder Blau oder Gelb kann ich ganz deutlich unterscheiden. Ich hab’ wirklich den Eindruck, die Welt vollständig, also … in ihrer ganzen Farbenpracht zu sehen. Und doch muß es Bereiche geben, die meine Augen einfach nicht wahrnehmen.“

Schweigend gingen sie weiter die Promenade entlang und folgten mit ihren Blicken den Zaunpfählen und den Pappelreihen, die aus dem Wasser ragten. Wo die Straße nach Monheim abbog, stand auf einer kleinen Anhöhe eine Hofanlage aus dem 18. Jahrhundert. Die schlichten rostbraunen Ziegelwände der Gebäude gewannen durch die weißgerahmten Fenster eine wohltuende Anmut. Durch den hohen Torbogen traten Edith und Michael in den unregelmäßig begrenzten Hof. Gleich fühlten sie sich in eine andere Zeit versetzt, eine gemächlichere, die die Hektik und Oberflächlichkeit unserer Tage noch nicht kannte.

„Jetzt fehlt nur noch, daß hinter einem der Fenster ein Pfeife schmauchender Opa uns heiteren Auges beobachtet“, schwärmte ironisch Michael. “Ob man ‚damals‘ wohl dem wirklichen, dem … ‚richtigen‘ Leben noch näher war? … Hast du am Sonntag mit Renate noch über das Referat gesprochen?“

Edith schien unangenehm berührt zu sein. Sie hatte im Büro schon angedeutet, es habe da „so etwas wie eine Auseinandersetzung“ gegeben.

Als sie den Hof wieder verließen, entschloß sie sich schließlich doch zu reden. „Vielleicht hätte ich besser nicht mehr darüber mit ihr gesprochen. Aber ich ließ mich hinreißen, nachdem du schon ein paar Dinge, die mir am Herzen liegen, angedeutet hattest." Sie schaute Michael in die Augen. „Es ist schon erstaunlich, wie jemand so parallel leben kann, als hätte er zwei verschiedene Seelen in seiner Brust, die beide nichts voneinander wissen."

Michael ahnte, daß diese Anspielung auf ihn gemünzt war, und erwiderte leicht verärgert: „Nun erzähl schon!"

„Na, wir sprachen — kannst es dir ja denken — über unsere Zeit, Selbstbestimmung und so. Ich sagte: Wie sieht's denn aus heute? Wir leben für unsere Bequemlichkeit, unser Wohlbefinden, und da kommen uns Ablenkungen und Betäubungen ganz recht. ‚Brot und Spiele' sozusagen. Wie steht's denn um die vielbeschworene ‚Freiheit', oder die ‚Verantwortung', von der alle reden? Leere Phrasen! Wir drücken uns davor, wo wir nur können. Und auch davor, ein selbstbestimmtes Leben zu führen: Wär' doch viel zu anstrengend."

„Halt, du vergißt da was!" Michael protestierte lautstark. „Woher kommt das denn? Doch gerade, weil … weil wir immer unabhängiger sein wollten, soweit, bis … das Ganze irgendwie umgeschlagen ist." Er gestikulierte wie wild und blickte tiefernst drein, als ginge es um Leben und Tod. „Seit Jahrhunderten lösen wir uns von allem, und heute … heute ist alles weg, fast alles, auch unsere Unabhängigkeit. Sieh dich doch um!"

„Beruhig dich. So ähnlich hab ich's auch zu Renate gesagt. Die regte sich auf: Alles einseitig! Was sei denn mit der Eigenständigkeit, und der freien Überzeugung, und den Menschenrechten, und der Abschaffung von Diskriminierungen? Ob das denn keine positiven Werte seien … Ich könne das doch nicht einfach unter den Tisch kehren."

„Und?" fragte Michael kampflustig.

„Sie hat doch recht, oder? … Die Entfaltung der Persönlichkeit, die Menschenrechte: Prima … Aber: Schlimm ist, wenn durch irgendwelche Übersteigerungen ’ne Sache ins Gegenteil verkehrt wird. Weißt du, dieses fanatische Absolutsetzen.“

Sie standen auf der höchsten Stelle der Anhöhe und schauten hinab zur tieferliegenden, überschwemmten Obstbaumwiese. Eine Weile nahmen sie dieses Bild in sich auf, dann gingen sie langsam zur Straße.

„Sieht man die Gewalten der Natur, die unermeßlichen Weiten des Kosmos“, rief Michael aus, der auf einmal die Arme in die Lüfte streckte und den Blick zu den Wolken erhob, „ist es da nicht … kläglich, wenn dann der Zwerg von Mensch daherkommt und sich … großtut, als … als wäre er der große Zampano? Mann, und was ist das Superergebnis unseres Strebens? Wir fallen zurück auf die Bedürfnisse des Neandertalers, also …“

„… Ficken und Fressen.“

„Äh, ja, Tisch und Bett als Lebensziele. Und aus der hochgepriesenen Freiheit wird … Freizeit und Zeitvertreib.“

Edith mußte angesichts dieses Wortspiels laut lachen. Ein wenig selbstgefällig, zugleich die Koketterie ironisierend, fragte Michael: „War das nicht gut?“

„Nun“, fuhr Edith fort, „ich frage Renate: Sind wir glücklich? Sind wir jetzt endlich frei von Ängsten? Fürchten wir die Zukunft nicht mehr?“ Sie schwieg eine Weile. „Jetzt haben wir, sag’ ich zu ihr, doch endlich die Bevormunder abgeschüttelt. Sind wir jetzt so richtig froh und erfüllt? Haben wir uns selbst endlich gefunden? Ja? Oder haben wir uns vielleicht selbst verloren? Nein? Seltsam nur, daß wir uns so an den Sex klammern … oder Fernsehen … oder an die Meinung anderer. Seltsam, daß viele so einsam sind, schrecklich einsam. Endlich frei. Endlich alleine. Endlich einsam. Jetzt darf ich meine eigene Hölle sein, weil ich allein sein wollte.“

Michael erschauerte bei diesen Worten; er ging schneller, als könne er ihnen auf diese Weise entkommen. Plötzlich blieb er

stehen und schaute Edith mit Kinderaugen an: „Aber jeder, jeder sehnt sich doch nach Liebe! Keiner will allein sein!“

„Das stimmt nicht“, erwiderte sie. „Liebe ist ein Wagnis, bedeutet auch Leiden. Du mußt was von dir aufgeben. Viele scheuen das, verschließen sich lieber in sich selbst.“

„Aber ich finde dabei doch mich selber!“ sagte er naiv erstaunt, als spreche er die selbstverständlichste Sache der Welt aus.

„Du siehst es so, und ich seh’ es so. Andere sehen es anders.“

Erst jetzt wurde Michael klar, daß er von seiner eigenen Sehnsucht gesprochen hatte. Von seiner Sehnsucht nach Liebe, die in mehrfacher Hinsicht unerfüllt blieb. Da war der Ozean der glückseligen Liebe, mit dem er verschmelzen wollte. Und da war …

„Edith. Wie ging es denn nun mit Renate weiter?“

„War ganz aufgebracht. Ich sei auf einem Auge blind; schöbe die Schuld für sämtliche Mißstände dem Freiheitsbestreben zu. Und wenn auch gewisse ‚Pannen‘ noch vorkämen, so läg’ das doch wohl daran, daß die Selbstbestimmung der Leute noch längst nicht genügend verwirklicht sei, ja erst in den Anfangsgründen stecke. Die Bürger müßten noch viel mündiger werden — ‚und überhaupt‘. Sie ging dann und hat nichts mehr von sich hören lassen. Na, ich hoff’, sie fängt sich wieder.“

„Wieso“, fragte Michael, und man konnte dabei an seinem Gesicht die Denkarbeit ablesen, „bemühen wir uns … krampfhaft um immer weitere … also, immer ‚freier‘ zu sein oder so, obwohl wir doch eins sind mit … mit dem Unendlichen? Wir alle sind miteinander eins im Großen Kosmischen Ich, wir müssen es nur realisieren.“

„Du weißt“, gab Edith vorsichtig zurück (er war in diesem Punkt ja so schnell beleidigt), „ich bin da ’n wenig anderer Meinung. Ich glaube, Gott wohnt ganz tief in mir, und Er ist — klingt paradox — ist mir näher, als ich selbst es bin. Aber Er ist doch nicht ‚identisch‘ mit mir. Ich bin nun mal ’n Mensch, unvollkommen, hilfsbedürftig. Und ich persönlich merk’s ganz besonders:

Ohne Hilfe könnte ich mein Leben nicht schaffen.“ Sie schaute Michael in die Augen, er sah ihre Schwäche — und verstand diesmal.

Sie waren an ihrem Ziel angelangt: Vor ihnen erstreckten sich die vom Rhein überfluteten Kämpe. Gerade kam die Sonne hinter einer dunklen Wolke hervor und ließ das bewegte Wasser aufblitzen. Aus diesem Geglimmer erhoben sich klar die Konturen der dunklen Stämme und Kronen.

„Wir reden und reden — aber hier, hier ist das ‚richtige‘ Leben!“ rief Michael aus. Und Edith lächelte darüber.

*

Im September des Jahres 1982 fuhren sie zu dritt nach Amsterdam: Edith, ihr Vater, und Michael. Es sollte sich herausstellen, daß diese Urlaubsreise einen Einschnitt im Leben der drei Reisenden bildete und schließlich zu einer — nicht unbedeutsamen — Änderung ihrer Beziehungen zueinander führte.

Wie jede kleinere oder größere Unternehmung war auch diese Fahrt für Edith anstrengend; nicht selten fürchtete sie, während der langen Stunden des Tages einen Zusammenbruch zu erleiden. Michael war die ganze Zeit über rührend um ihr Wohl besorgt und half ihr ohne große Worte, wo er nur konnte, indem er etwa ihre Handtasche oder ihren Mantel trug. In ihr Tagebuch schrieb Edith: „Mein treuer Gefährte“.

Gemeinsam besuchten sie das Rijksmuseum. Die holländische Malerei schauten sie sich mit mäßiger Begeisterung an, bis sie zu den Rembrandtsälen kamen.

Da also sollte es geschehen. Edith wie Michael hatten sich auf die Gemälde vorbereitet, auch auf dieses, vor dem sie jetzt standen. Nun merkten sie, welch gewaltiger Unterschied zwischen einem Original und seiner Abbildung bestehen kann. Und es rührte sich etwas in ihnen, ja zwischen ihnen.

„Die Judenbraut". Ein junges Brautpaar, gekleidet in prachtvolle Gewänder aus Atlas und Brokat, bronzefarben und purpurn. Der Mann, seiner Braut zugewandt, legt schützend seine Arme um sie, während sie zart seine rechte Hand mit ihrer linken berührt. Sie schauen einander nicht an; ihre Blicke sind still in sich gekehrt. Die Gesten, die Gesichter drücken innige Zuneigung aus, zugleich aber auch scheue Zurückhaltung, Ehrfurcht vor dem anderen, Achtung seiner Persönlichkeit. Aus Ernst und Stille leuchtet tiefes Glück. Ja, dieses innere Leuchten offenbart sich auf den Gesichtern in einem überirdischen Glanz, der sich in den warmen Gewändern fortsetzt. Doch nicht sie, nicht die Dinge der Umgebung sind das Wichtigste; wesentlich sind die Hände, sind die Gesichter und die Seelen, ist die scheue und doch tiefe Liebe.

So oder ähnlich dachten Edith und Michael beim Anblick dieses Bildes. Dreimal gingen sie ins Rijksmuseum, und jedesmal war dieses Gemälde der Höhepunkt. Sie standen nicht nur fasziniert davor: Sie waren geradezu überwältigt, im Tiefsten ergriffen. Und beide fühlten sich selbst gemeint. Sie wußten jetzt, daß sie zueinander gehörten. Freilich wurden durch dieses Wissen die Hemmnisse, die in ihrer körperlichen, seelischen und geistigen Verfaßtheit lagen, nicht ausgeräumt. Doch wurden sie ermutigt, ein Zusammenleben nicht mehr als vollkommen unmöglich anzusehen. Aber noch sprachen sie nicht darüber.

Abends saßen sie zu dritt bei einem Glas Wein in der Hotelbar und sprachen über ihre Spaziergänge durch die Stadt. Herr Lierenfeld, der auch im Urlaub früh zu Bett ging, verabschiedete sich dann bald und ließ die jungen Leute alleine zurück. Ein zweites Glas Wein lockerte bald ihre Zungen, und so plauderten sie frei. Edith meinte erfreut, Michael sei in so mancher Hinsicht in den letzten Monaten gewachsen; nicht nur habe er diesmal sogar „ehrlichen geistigen Eigenbesitz" gezeigt, sondern er sei auch zu einer Persönlichkeit herangereift. Eines habe das andere

gefördert; sie glaube nur an eine Bildung, die den ganzen Menschen umfasse. Enttäuscht äußerte sie sich über Renate. Sie war tief getroffen, daß ihre beste Freundin sich in letzter Zeit kaum mehr um sie bemühte, und wenn sie sich, selten genug, trafen, fielen meist spitze Worte. Nach Ediths Ansicht lebte Renate immer mehr in den Tag hinein und zeigte nicht die geringste Bereitschaft, an sich zu arbeiten.

Doch dann kam man wieder auf die Stadt zu sprechen, die Grachten, die Häuser, die Menschen, und seine Hand legte sich auf ihre, und sie fühlten nicht nur Weinseligkeit, sondern auch stilles Glück.

Am dritten Abend in der Hotelbar erzählte er ihr ein Erlebnis, das schon Jahre zurücklag. Während einer Autofahrt nach Münster, gerade in dem Augenblick, als sie einen Lastwagen überholten, stieg in ihm die Erinnerung an „die letzten Minuten eines vergangenen Lebens“, an seine Gefühle „kurz vor dem Tod“ auf. Es waren „ganz furchtbare Gefühle der Einsamkeit und des Versagens“, die, aus vergessenen Tiefen aufgetaucht, ihn erschütterten und aufwühlten. Ediths Augen wurden feucht, als sie diesen Bericht hörte. Aber ob es wirklich Erinnerungen aus einem vergangenen Leben waren, fragte sie sich. Möglicherweise, fuhr Michael fort, sei seine Aufgabe im jetzigen Leben, vom Träumer zum Realisten zu werden. Er glaubte, schon einige Fortschritte gemacht zu haben, hatte aber Angst, in der Welt, die er kennenlernen wollte, schließlich „hängenzubleiben“ und Gott ganz zu vergessen. Edith konnte seine Angst nachempfinden. Sie versicherte ihm, er werde Gott nicht verlieren und Ihn auch in der Welt finden, wenn er sich ihr anvertraue.

Als sie sich an diesem Abend trennten, gestand sie ihm, daß sie sich nach seiner Zärtlichkeit sehne.

*

Sind das nun, fragte Michael sich, als sie in den tiefdunklen Schatten der Nadelgewächse traten, sind das nun Weißtannen oder Gemeine Fichten?

Wenige Minuten später wurde es wieder heller um sie: Sie schlenderten durch einen mit Birken durchsetzten Mischwald. Die Natur war hier im Weltersbachtal, anders als in Benrath, noch kaum entlaubt.

Irgendwie kamen sie auf Freundschaft und Liebe zu sprechen.

„Aber nein!“ stieß er heftig aus. „Wäre ja schrecklich! Das … das würde ja die Liebe entwerten!“

„Gibt vielleicht ’n paar Ausnahmen, aber normalerweise … sie wird erkalten, wird einschlafen wie Füße. Ohne die gemeinsamen Interessen geht’s nicht.“

„Aber Edith! Ich liebe einen anderen doch um seiner selbst willen, und nicht, weil … weil er gerne Beethoven hört, oder Hobbykoch ist, oder so.“

„Siehst du das nicht ein wenig zu … idealistisch?“ fragte sie zögernd. Sie wollte nicht gerade den Ausdruck „weltfremd“ verwenden.

Etwas stand zwischen beiden, etwas Kaltes und Fremdes, das Edith Angst einflößte. Einen Augenblick lang schien ihr Michael ein ganz anderer zu sein. Sein Gesicht hatte etwas Strenges und Hartes. Da spürte sie, daß er innerlich mit sich rang. Endlich rückte er mit der Sprache heraus.

„Schon seit einiger Zeit fürchte ich mich davor. Ich hab’ Angst, daß du … daß du unsere Freundschaft, oder unsere … Liebe, oder wie man das nennen soll, von der Anzahl … gleicher Interessen abhängig machst. Davon, ob ich mich für Museen begeistere und für Bücher und was noch alles. Manchmal hab’ ich mich regelrecht unter … Leistungsdruck gefühlt.“

Er schaute sie ängstlich und erwartungsvoll an. Und sie erschrak. Hatte er vielleicht recht? Mußte er nicht zwangsläufig auf diesen Gedanken kommen? Doch dann wurde ihr klar — und

sie war selig darüber —, daß das nicht stimmte, nicht stimmen konnte.

„Das ist deine Sorge? Davor hast du Angst?“ Sie blieb stehen und nahm seine Hände in ihre. „Glaubst du wirklich, es hängt bei uns beiden davon ab, ob du Mozart oder wen auch immer verehrst oder nicht? Also, ich glaub was ganz anderes: Irgendwie hat der Funkverkehr zwischen uns von Anfang an geklappt. Und wenn wir jetzt noch ’n paar weitere Gemeinsamkeiten finden sollten: das wären dann zusätzliche Glanzpunkte — nicht mehr und nicht weniger.“

Michael atmete erleichtert auf. Ediths Worten vertrauend, erkannte er seinen Irrtum.

Sie folgten dem Weg abwärts, überquerten die Wiese und gingen auf der anderen Talseite zurück zum Ausgangspunkt. Trotz des schönen Wetters begegneten ihnen nur wenige Spaziergänger, was Michael befriedigt zur Kenntnis nahm; er haßte es, von anderen „verfolgt“ und vielleicht sogar „belauscht“ zu werden oder die „unberührte Natur“ durch allzuviele Wanderer entweiht zu sehen.

„Aber eins sag’ ich dir, Michael: Es wäre verdammt schade, wenn du versauerst.“

„Wie?“

„Na, ich mein’ deinen Haufen an Fähigkeiten. Liegt an dir, ob du ’n Misthaufen daraus werden läßt — brauchst sie nur langsam vor sich hin faulen zu lassen.“

„Du meinst, ich soll …?“

„Mußt dich schon selbst entscheiden. Ich wär’ jedenfalls froh, dich … glücklicher zu sehen als bisher. Mir selbst, mir ist es nicht so möglich wie dir. Die Schwäche, die macht soviel kaputt. Aber du könntest … und ich würde dir dabei gerne … ’n wenig helfen. Gemeinsam wird’s gehen, da bin ich ganz sicher.“

Vielleicht hätte Michael es bei belangloseren Gesprächen verlockend gefunden, auf einem der abzweigenden Wege weiterzugehen, die ins Unbekannte führten, um zu sehen, wo man

herauskäme. Jetzt aber war er ergriffen von Ediths Worten und dachte gar nicht daran, den Hauptweg zu verlassen. Er schämte sich, weil er ihre Zuneigung, ihr Bemühen um ihn zu gering eingeschätzt hatte.

Auf der Rückfahrt wirkte Edith sehr nachdenklich. Sie war erleichtert, sicherlich; aber vielleicht würde jetzt doch einiges schwerer werden für sie. Wer Gefühle investiert, wird verletzbarer. Und dann war da auch die Verantwortung, die sie für ihn übernahm.

Am Abend gingen sie in die Kirche. Welch ein Zufall: Der Pastor predigte über die Liebe. „Der wichtigste Mensch ist der Mensch gegenüber."

Während Michael fasziniert davon war, daß in der Predigt auch eine chinesische Legende vorkam (östliche Weisheit!), sann Edith über die Worte nach, daß zur Liebe auch das Bekenntnis gehört und daß der Liebende nicht danach fragt, was er zurückbekommt.

*

Anfang Oktober verlobten sie sich — im Schloßpark. Sie wollten das gemeinsame Leben wagen. Den ganzen Tag hatten sie miteinander verbracht, waren spazierengegangen, hatten das Schloß besichtigt (Michael, der zum ersten Mal die Räume sah, geriet sogar ins Schwärmen); gegen Abend dann, in der Dämmerstunde, waren die entscheidenden Worte gefallen.

Danach ging alles sehr schnell. Die Hochzeit fand im Spätherbst des Jahres 1982 statt.

Außer dem Paar freute sich am meisten Hedwig Lierenfeld, die ihre Tochter nun endlich an den Mann gebracht sah. Freilich war dieser Michael Everding kein Akademiker (erst recht kein Großindustriellensohn), immerhin übte er einen soliden Beruf aus, und sie hatte ihn im Laufe der Jahre ja nun doch in ihr Herz geschlossen. „Er gehört nicht zur Hotte Wollete (vermutlich meinte sie hiermit die gesellschaftliche Oberschicht), und er sieht

auch nicht gerade aus, als ob er Buddibölding treibt, aber er ist ein patenter Junge." Sie wurde mit einem Schlag, für eine gewisse Zeit, ein zufriedener und ausgeglichener Mensch. Es gelang ihr sogar, ihr Gewicht deutlich zu reduzieren, wohingegen sich der Bauch von Vater Lierenfeld, nachdem die Tochter das Haus verlassen hatte und ihn nicht mehr zu Spaziergängen bewegte, immer mehr rundete.

Schwierigkeiten blieben dem jungen Paar nicht erspart. Wie nur kann ich meine Liebe zu Gott mit meiner Liebe zu Edith in Einklang bringen? fragte Michael sich schon sehr bald. Ich kann mich doch nicht zweiteilen! Mit ihr konnte er schlecht darüber sprechen. So wandte er sich an Ilse, die Leiterin der Yoga-Gruppe in Wuppertal. Ilse erzählte ihm eine Geschichte, die sie bei einer Convocation in Los Angeles gehört hatte. Ein Einsiedler hatte auf alles verzichtet, um sein Leben einzig Gott zu weihen. Nur an einem noch hing sein Herz, seiner Ziege, mit der er die Höhle teilte. Es gelang ihm nicht, sich auch noch von ihr zu trennen, und so war sein Herz hin- und hergerissen. Da hatte er eines Tages eine Vision, in der die Ziege zu ihm sprach: „Sieh *MICH* auch in mir." Fortan wußte er: Auch in der Ziege ist der Herr.

Michael war, als er das hörte, unendlich erleichtert. Jetzt wagte er, zu Edith zu sagen: Ich kann dich lieben, weil Gott in dir ist. Und er erzählte ihr die Geschichte von dem Einsiedler. Edith schaute ihn verblüfft an (und blieb durchaus gefaßt, denn sie zweifelte nicht an seiner Liebe, sondern dachte, daß er eine „verkorkste" Einstellung hatte).

„Kannst mich ruhig als dein Weib lieben. Fang erst mal bescheiden an. Mit 'ner Ziege wie mir. Na, ich mach' mir jedenfalls kein schlechtes Gewissen wegen meiner Liebe zu dir." Und damit ließ sie Michael verdutzt auf dem Benrather Marktplatz stehen, um auf der öffentlichen Toilette ein menschliches Bedürfnis zu befriedigen.

**

VI. Teil

Liebste Edith,
kannst Du mir noch einmal verzeihen? Wie gerne würde ich Dir versprechen, daß es niemals wieder geschieht — aber ich kann es nicht! Als ich eben beim Aufstehen Dein verquollenes Gesicht sah, drängte sich mir schmerzlich die Erinnerung an gestern abend auf, an Deine Tränen, an die harten Worte, die fielen, an mein trotziges Beleidigtsein. Daß ich immer so kindisch reagiere und alles, was Du sagst, gleich als Vorwurf und Anklage auslege, statt Deinen Kummer, Deine Ängste dahinter zu sehen! Ich möchte mich hier nicht von Schuld reinwaschen und alles auf die anderen oder auf die Umstände schieben, aber ein wenig lag es sicher auch an diesem furchtbar schwülen Wetter. Und dann bittest Du mich, heute nicht nach Wuppertal zu fahren, sondern bei Dir zu bleiben! Du weißt, das ist meine empfindlichste Stelle. Und ausgerechnet heute! Heute, da ich zum letzten Mal Vorleser sein darf! Es ist schon so verdammt schmerzlich für mich, daß ich die Übungen nicht machen kann, weil ich jedesmal einen Gummikopf davon bekomme, und daß ich mich auf diese Weise schon seit Jahren nicht mehr weiterentwickle. Wie oft habe ich neue Anläufe unternommen, immer renne ich vor eine Mauer. Und dann nehmen sie mir auch noch die Freude, Vorleser sein zu dürfen! Sie meinen drüben, ich solle erst einmal mit mir selbst „ins Reine kommen". Mußte Ilse denn von meinen Schwierigkeiten nach Los Angeles schreiben?

Mein Teuerstes, Du weißt, wie sehr ich Dich liebe! Deshalb bin ich selbst entsetzt über mein schändliches Verhalten. Es tut mir leid, daß ich Dich verletzt habe. Verzeih mir. Bitte verzeih!

Heute abend werde ich nicht nach Wuppertal fahren, sondern bei Dir bleiben. Aber hab' bitte Verständnis dafür, wenn ich zukünftig wieder regelmäßig an den Meditationsfeiern teilnehme. Ich kann nicht anders! Immer hoffe ich von neuem, daß endlich der Durchbruch gelingt. Im nächsten Jahr, sagte Ilse mir, sollen zwei Brüder von drüben kommen. Vielleicht können sie mir einen Rat geben. Aber ein volles Jahr noch bis dahin! Welch unendliche Zeit!

Übrigens: Heute sind wir seit 21 Monaten verheiratet. Du weißt, es ist eine altbekannte Regel: Wenn man sich am eindreiviertelten Hochzeitstag verträgt, bringt dies Glück bis zum einvierfünftelten. Und das ist doch immerhin etwas, oder?

*

Ganz weiß war der Himmel. Der feinflockige Schnee hüllte die Welt in einen Schleier, der alles unwirklich erschienen ließ. Schon am frühen Morgen dieses Sonntags hatte es zu schneien begonnen; inzwischen bedeckte eine dicke Schicht der feinkristallenen Watte nicht nur Hausdächer und Gärten, Wiesen und Wege, sondern hatte sich auch auf die zugefrorenen Weiher gelegt. Die bepulverten, bepuderten, angezuckerten Bäume und Sträucher schienen einem Märchenbuch entnommen, nicht aber natürliche Gewächse unserer Erde im Gewand des Winters zu sein.

Sie standen auf der kleinen Anhöhe am Ende des Spiegelweihers und schauten hinüber zum Schloß, das von hier aus bescheiden und klein wirkte, wie eine bürgerliche Villa. Ohnehin sahen sie nur das Hauptgebäude, die Seitenflügel waren durch den Englischen und den Französischen Garten verdeckt. Da lag es, das pfirsichblütenfarbene Juwel, schlicht und vornehm, unaufdringlich

und elegant, durch den Schneeschleier verzaubert. Für die Kinder allerdings zählten im Augenblick nur Schnee und Eis, Schlitten und Schlittschuhe. Während die jüngeren die Anhöhe hinabrodelten — wobei Zusammenstöße immer wieder Anlaß zu neuem Geschrei boten, vor allem dann, wenn Mütter oder Väter sich von dem Leid ihrer lieben Kleinen beeindrucken ließen —, liefen die älteren mehr oder weniger geschickt auf Schlittschuhen über das Eis des Weihers, was wegen der Schneedecke mit einigen Schwierigkeiten verbunden war. An mehreren Stellen schaufelten junge Männer das Eis frei, wodurch aber, wegen des weiterhin anhaltenden Schneefalls, nur vorübergehend Abhilfe geschaffen wurde.

Das junge Paar begab sich ebenfalls aufs Eis. Arm in Arm spazierten sie langsam auf das Schloß zu, das allmählich immer deutlicher hinter dem Schleier hervortrat. Nicht von der Seite wie sonst näherten sie sich dem Gebäude; ihr Weg zielte geradewegs auf die Mitte der Rückfront.

„Hast du kapiert“, wandte er sich an sie, „was Rudi andauernd mit seinen ‚Kommunikations-Aktionen‘ meinte?“

„Phrasen, nichts als Phrasen! Leeres Geschwafel! Wortungetüme, die vorgeben, tiefere Bedeutung zu haben.“

„Immerhin hat er’s geschafft“, hielt Michael ihr entgegen, als wollte er diesen Rudi verteidigen, „daß er im Fernsehen … daß die ’nen Beitrag brachten über ihn und sein Kunstwerk.“

„Ja, ’ne verbeulte Posaune in der Tiefkühltruhe eines Supermarkts. Künstlerische Aufarbeitung der Identifikationskrise der heutigen Musikschaffenden. Damit soll dann die verfahrene Kiste dem einfachen Mann von der Straße ‚erfahrbar gemacht‘ werden. Und der Moderator wirkte ganz ‚betroffen‘. — Ich frag’ mich, warum Renate ihn gestern mitgebracht hat. Einfach so, ohne daß er eingeladen war. Immerhin war’s ’ne besondere Feier.“ Sie schaute ihn zärtlich an. „Du wirst ja nicht jeden Tag befördert.“

„Wer weiß, vielleicht hat sie was mit diesem Rudi.“

„Kann ich mir nicht vorstellen. Sie hängt, glaub' ich, noch sehr an ihrem Rainer. Aber Genaues weiß ich nicht. Seit wir uns kaum mehr sehen …"

Eine Weile standen sie bei einer Eisbahn und schauten den schliddernden Kindern zu. Sie dachte an ihre eigene Kindheit, als sie noch unbeschwert gelebt, er daran, daß er als kleiner Junge Eisbahnen wegen seiner Angst nie betreten und den anderen immer nur zugesehen hatte. Endlich rissen sie sich von dem Anblick los und gingen schweigend weiter.

Die Hälfte der Strecke auf dem langgezogenen Spiegel hatten sie zurückgelegt. Rechts und links des Weihers stieg der Rasen an, der jetzt ebenso wie der umlaufende Weg weiß verpackt war. Hinter den Hecken erhoben sich mächtig die schneegekrönten Bäume, als wollten sie die Anlage schützen und vor der Umwelt verbergen, einen geheimen, befriedeten Bezirk schaffen, der nur Auserwählten vorbehalten war. Rechts schimmerten durch die Stämme zitronengelb die Orangerie, ein Überbleibsel des abgerissenen barocken Schlosses, sowie eine alte Kapelle.

„Vielleicht" — Michael wies mit seiner Hand zu dem größeren Gebäude — „sollten wir demnächst dort im Gewölbekeller feiern — oder eben überhaupt nicht mehr. Also, ehrlich, ziemlich enttäuschend gestern abend."

„Aber du wolltest es doch mal? Alle deine Freunde zusammen."

„Klar, alle gemeinsam. Ergebnis: Gemeinsame Sprachlosigkeit."

„So kam's mir auch vor, Michael. Aber ich wollt' es dir nicht sagen, du hattest dich doch so darauf gefreut."

„Du weißt doch, wie Paddel ist. Engagiert sich in seiner Gemeinde. Aber mit Werner und Ulla — kein Wort geredet … Hätte doch 'n interessantes religiöses Gespräch werden können. Renate hat nur mit diesem Rudi gequatscht, und der: die ganze Zeit nur ‚Relevanz' und ‚Kommunikation' und so 'n Siff."

„Und ‚Identität'."

„Ganz recht, Edith, die ‚Identität' wollen wir nicht vergessen. ‚Wer bin ich? Was will ich?' — Ich bin identisch mit mir, du bist identisch mit dir, er, sie, es — geschweifte Klammer — ist identisch mit …"

„Jetzt wirst du albern."

„Eben!" Und damit drückte er ihr einen Kuß auf die Stirn. „Hab' nämlich keine Lust mehr, mich zu ärgern. Oder sollte ich ‚betroffen' sein, weil die ersten schon nach 'ner Stunde verschwanden? Oder sauer, daß dann noch dieser Gilligan anrückte? Hoch lebe Gilligan!"

Sie waren fast am Ende des Weihers angelangt. Das Schloß schien, nicht nur, weil sie näher gekommen waren, beträchtlich gewachsen zu sein. Die hohen, feingegliederten Fenster, die weißen Läden, das gerundete bleigraue, nur teilweise schneebedeckte Dach, das alles stand jetzt deutlich, nur noch geringfügig verschleiert, vor ihren Augen.

Die beiden genossen diesen Anblick, genossen das ganze Wintermärchen, die frische, doch nicht zu kalte Luft, die Flocken, die sich auch auf Kleidung und Haare gesenkt hatten und im Gesicht kitzelten, sie genossen …

„Du fettes altes Schwein!"

Edith und Michael drehten sich um und erblickten den sprachlosen Großvater, dessen kleine Enkelin ihn soeben mit dieser liebevollen Anrede bedacht hatte. Als er nun noch weiter zögerte, was nicht zuletzt an seiner Verblüffung gelegen haben dürfte, fügte das Mädchen zartfühlend hinzu: „Komm, sei kein Scheißer."

„Ja, ja", kommentierte Michael, als sie das Eis des Weihers verließen, „die lieben, süßen Kinderlein." Sie schauten noch einmal zurück zum Spiegel; dann gingen sie langsam weiter, vorbei an der schmalen Ostseite des Schlosses und dem Französischen Garten, dessen vereiste Wasserbecken jetzt nur wenig an sommerliche Fontänen und Kaskaden erinnerten.

Und dann lag vor ihnen der große, fast kreisförmige Schloßweiher, um dessen eine Hälfte herum die Schloßallee führte, während um die andere sich die fünf Gebäude des Schlosses gruppierten, das Hauptschloß, die Kavaliersflügel und die Torhäuser.

Auf das Geländer gelehnt, ließen sie ihre Blicke über die Weite des Weihers gleiten, auf dem sich nicht nur Kinder und Jugendliche vergnügten. So standen sie da, ruhig und absichtslos, und schauten einfach den Menschen zu; einem einzelnen Mann, der immer neue Figuren lief; einem betagten Ehepaar, das, Hand in Hand, vorsichtig Fuß vor Fuß setzte; zwei kleinen Jungen, die versuchten, mit einem Ast Löcher ins Eis zu schlagen; anderen Kindern, die sich in Bezirke vorwagten, wo das Eis bedrohlich knackte. In dem noch nicht zugefrorenen Teil jenseits der Venusinsel schwammen zahlreiche Wildenten und ein Schwanenpaar. Edith und Michael waren einfach glücklich.

*

Donnerstag, 06. September 1984

Seit Dienstag ist es wesentlich kühler geworden.

Wie ein schwerer Sack liegt der Kummer auf meiner Seele. Manchmal macht er mich ein wenig gleichgültig, vor allem, wenn ich geheult habe. Nichts kann ich mehr tun oder genießen, ohne daß ich diese Angst im Hintergrund spüre. Ich fühle mich wie ein Mörder kurz vor Antritt seiner lebenslänglichen Haft; daran erkenne ich, wie krank ich immer noch bin, wie schnell mein mühsam zusammengebautes Gehäuse aus Sicherheit und Lebensmut wieder zusammenbricht. Da bedarf es nur eines Menschen, der es darauf angelegt hat, mich zu treffen und zu quälen, weil ich ein passendes Opfer bin, und meine Welt gerät ins Wanken.

Meine Hoffnung, Birgit werde so bald wie möglich kommen und sich entschuldigen, hat getrogen. Offenbar will sie den Krieg

gegen mich weiterführen, während sie Michael gegenüber süßfreundlich tut. Erst gestern hat sie mir vorgeworfen, ich hätte schon wieder eine ihrer Akten verschlampt; sie schrie mich an und hatte, eh' ich ein Wort der Verteidigung sagen konnte, schon das Büro verlassen. Wie gut waren wir doch vor einem Jahr, als sie in unsere Abteilung versetzt wurde, ja sogar noch vor wenigen Monaten miteinander ausgekommen. Es hilft jetzt nichts, wenn ich mir immer wieder klarmache, wie unsinnig die Gründe für ihr Verhalten sind — ich ertrage die Atmosphäre des Terrors nicht. Ich bin zu unsicher, um mich innerlich darüber hinwegzusetzen, und zu feige, eine offene Auseinandersetzung herbeizuführen. Ihre Schwangerschaft dient mir als willkommenes Alibi.

Es tröstet, einen Menschen zu haben, der zu einem hält, dem man vertrauen darf. Michael, mein Michael. Vielleicht hätte Dr. Urioso recht, wenn er meine Abhängigkeit von ihm kritisieren würde. Michael bestreitet entschieden die Berechtigung solcher Kritik. Doch wie sehr ich mich innerlich und äußerlich an ihn gehängt habe, bekomme ich jetzt zu spüren. Das Theater mit Birgit wäre vielleicht besser zu ertragen, wenn ich meinen Halt und Trost weiterhin in den mir — und auch ihm — so liebgewonnenen vertrauten Lebensgewohnheiten fände. Aber auch diese Eckpfeiler meiner Existenz sind schwankend geworden. Es traf mich gestern mehr, als mir im ersten Augenblick klar war, als Michael endlich den genauen Termin für sein Gespräch mit Bruder Krishnananda erfuhr. Gut, es ist ihm ein großes Bedürfnis, daß ich ihn heute nachmittag nach Bad Godesberg begleite, und ich mache ihm gerne diese Freude, auch wenn es sehr anstrengend werden wird. Aber letztlich bedeutet dieses für ihn so wichtige Treffen, daß etwas zwischen uns treten wird, bis in die kleinsten Alltagsgewohnheiten hinein. Hier geht es nicht nur um verschiedene Glaubensvorstellungen, hier geht es um fremde Mentalität. Abendland und Orient. So lächerlich es klingen mag: Es versetzte mich gestern in Panik, als ich mir klarmachte, daß er

jetzt sicher wieder einen Versuch unternehmen wird, täglich seine „Techniken“ zu üben. Alles sei durch organisatorische Maßnahmen zu bewältigen, meinte er; aber ich, die ich durch jede Umstellung ins Schleudern gerate, spüre doppelt und dreifach meine Hilflosigkeit. Alle meine Bedenken gegen Yoga lassen sich im Augenblick auf meine kindliche Panik reduzieren. Nur mit wehem Herzen genoß ich gestern den gemeinsamen Abendspaziergang. Anschließend das Bügeln, wobei er mir aus Goethes „Italienischer Reise“ vorlas; vielleicht ist es das letzte Mal in diesen vertrauten Abläufen. Ich wüßte wirklich nicht mehr, wohin mit meiner Not, wenn ich das Gebet nicht hätte.

Bonn-Bad Godesberg, Café in der Fußgängerzone
später Nachmittag

In dem Maße, in dem Michael nervöser und bleicher wurde, nahm meine Ruhe und Gelassenheit zu. Als wir ankamen, regnete es kräftig. Wir parkten am Aufgang zur romantisch auf einem bewachsenen Hügel gelegenen Godesburg, in deren Ruinen das Hotel gebaut ist, wo Bruder Krishnananda in diesen Tagen wohnt und wo auch am Sonntag das Satsanga stattfinden soll.

Auf dem Weg nach oben kamen wir am Burgfriedhof vorbei; nur einen Augenblick lang blieben wir stehen und betrachteten die alten Grabsteine und das große Kreuz, denn Michael wurde von seiner Unruhe weitergetrieben. Ach, mein armer Schatz. Als ob er ein Examen absolvieren müßte.

Efeu und andere Kletterpflanzen rankten nicht nur an den Baumstämmen hoch, sondern überwucherten stellenweise auch die alten Steine der Ruine. Einige Stufen noch, und wir hatten die Burgplattform erreicht. Großartig der Ausblick auf das Rheintal und das Siebengebirge, die Bäume schon im Laub des beginnenden Herbstes, die Stadt selbst aber wirkte eher wie ein Geschwür, das sich weit in die Landschaft hineingefressen hat.

Lag es am trüben Wetter, oder fehlt mir einfach das rechte Verständnis dafür? Das von anderen hochgepriesene Burghotel kam mir mit seinen nackten Betonmauern steril und kalt vor. Am beeindruckendsten in dieser Anlage, besonders wenn man an seinem Fußende steht und steil hinaufschaut: der mächtige alte Bergfried, dessen gewaltige Mauermasse nur winzige Fenster und einige Schießscharten duldet. Bei seinem Anblick mußte ich an Ritter denken, an streitbare Burgherren, an Belagerungen und Festgelage. Es war eine rohere, derbere, vitalere Zeit als die unsrige, und doch gab es auch tiefe Empfindsamkeit und Feingefühl. Wir Heutigen dagegen sind schwächliche Menschen: nicht mehr empfindsam und feinfühlig, sondern nur noch zimperlich.

Am Eingang des Hotels begegnete uns Ilse. Sie hatte soeben mit Bruder Krishnananda gesprochen, wegen der Gründung eines Ashrams im Wuppertaler Raum. Ihre Begeisterung für den Bruder und das gute Zureden waren allerdings wenig geeignet, Michaels Nervosität zu mindern. So war er denn auch, als wir an der Rezeption warteten, zu unruhig, um sich in einen der rustikalen Sessel zu setzen. Der Dolmetscher, ein junger Mann, groß, schlaksig, arrogant, wartete oben im Flur und betrachtete lässig die historischen Stiche. Endlich kam der große Augenblick. Wir wurden, nachdem der vorherige Besucher sich verabschiedet hatte, eingelassen. Ein kleines, modern ausgestattetes Zimmer mit angrenzendem Schlafraum. Verneigung voreinander mit gefalteten Händen, dann nahmen wir Platz. Ich hatte ihn mir ganz anders vorgestellt, eher wie einen kräftigen Amerikaner. Stattdessen saß uns, im ockerfarbenen Gewand, ein zierlicher Mann gegenüber, der mit seiner etwas dunklen Haut wie ein Inder aussah, mit feingeschnittenem Gesicht und gelocktem Haar. Er wirkte schüchtern, doch verbreitete er eine angenehme Atmosphäre, in der Ungezwungenheit und Distanz einander die Waage hielten. Auch mich bezog er in seine Freundlichkeit ein, ich kam mir keineswegs wie ein Eindringling vor.

Michael beschrieb seine Schwierigkeiten und nannte selbst als mögliche Ursache, daß er die Übungen vielleicht ein wenig zu gründlich und perfekt ausgeführt habe („was sollte es schon schaden, statt 20 Minuten eine Stunde lang zu meditieren?“). Auf mein Anraten hielt er sich bei der Schilderung seines Fanatismus ein wenig zurück. Der Bruder hörte sich geduldig alles an, stellte einige Fragen und sprach dann über seine Erfahrungen mit anderen deutschen Mitgliedern der Gemeinschaft, die auch alles dreihundertprozentig machten. Bei Michael kämen aber auch „mentale“ Momente hinzu. Er meinte damit Michaels Schwierigkeiten im Umgang mit anderen Menschen ebenso wie seine ungerechtfertigten Schuldgefühle. Doch widrige Umstände seien mehr oder weniger bei allen Menschen anzutreffen. Es sei zu billig, sein Versagen damit zu entschuldigen. Wer wolle, betonte er, werde letzen Endes auch Erfolg bei der Überwindung seiner Schwierigkeiten haben. Michael riet er, seine mentalen Verkrampfungen mit Hilfe bestimmter Atemübungen zu lösen, die er ihm genau beschrieb. Nach einigen Monaten solle er ihm persönlich über seine Fortschritte schreiben, dann werde man weitersehen.

Michael war unendlich erleichtert, als wir das Hotelzimmer verließen. Endlich ein Weg, endlich konkrete Hilfe! Ich versuchte, ihn zu bremsen; fast hätten wir uns gestritten, weil ich seine Begeisterung nicht so ganz teilen konnte. Immerhin hat dieser sympathische Mann uns doch den Eindruck vermitteln können, daß Michael nunmehr einen Ansprechpartner hat, der ihn nicht mehr so abfertigt wie bisher die Briefschreiber „von drüben“.

Mir selbst ist jedenfalls noch klarer geworden, wie wichtig das alles für ihn ist, und daß mir nichts anderes übrigbleiben wird, als mich darauf einzurichten — auf Dauer. Wenn mir auch zunächst einschneidende Veränderungen erspart geblieben sind, werde ich mich doch damit abfinden müssen, daß Yoga auch ein Teil meines eigenen Lebens sein wird. Es gibt meinen Michael eben nur „mit“.

Montag, 10. September 1984

Elende Kälte, Regen und Sturm. Auch gestern dieses düstere Herbstwetter, als wir gegen Mittag wieder nach Bad Godesberg fuhren, zum „Satsanga“. Ich war besonders schlecht dran, vielleicht wegen des Wetters, und dann die anstrengende Autofahrt. Michael konnte kaum seine üble Laune verbergen, obwohl er sich redlich Mühe gab.

Aus allen Richtungen strömten sie hinauf zur Godesburg: wunderliche Gestalten, betuliche blaustrümpfige Frauen mittleren Alters, junge Männer im Hippielook mit weltfremdem, schmachtendem Gesichtsausdruck. Mir war unbehaglich, aber ich mochte nichts sagen, obwohl es immer schlimmer wurde. Diese eigenartige Gesellschaft nahm sich recht seltsam aus in dem großen „Rittersaal“ mit seinem Mauerwerk aus groben Steinen, mit dem Wandteppich und den barocken Gemälden. Die breite Fensterfront, gerahmt von blutroten Stores, bot eine Aussicht auf die Stadt, die mir diesmal (war es der Kontrast zu der Versammlung?) wohltat. Nahe dem Eingang der Büchertisch; die Bildchen, Kassetten, Bücher, Anstecknadeln: alles Kitsch. Und überall das Emblem, das goldene Viereck mit dem Auge (Michael hat übrigens den Teppich mit diesem Emblem, den zu knüpfen er schon vor drei Jahren begann, immer noch nicht vollendet). Von der Wuppertaler Gruppe sahen wir nur Ilse.

Bald saßen wir alle, wie im Theater, hier und da noch Geflüstere, ansonsten aber Schweigen. Dann setzte die unvermeidliche Harmoniummusik ein, eine süßliche Melodie, die, leicht variiert, ständig wiederholt wurde. Vor mir sah ich lauter steife Rücken. Schließlich erschienen die Brüder. Begrüßung und einleitende Ansprache von Bruder Krishnananda. Er flocht einige humorvolle Bemerkungen über die deutsche Mentalität und das Wetter ein, die den ganzen Saal zum Lachen brachten. Doch dann hielt sein Mitbruder eine lange Rede über den Guru, den göttlichen Freund und Meister, der jeden von uns bis ins kleinste kennt, alle unsere

Fehler und Schwächen sieht und der uns dennoch überwältigend liebt. Und kaum hatte der Bruder geendet, las Krishnananda eine Botschaft von „drüben“ vor, einen Brief der Vizepräsidentin, aus deren Worten der Honig nur so tropfte. Vielleicht hätte ich für all diese Bekundungen von übergroßer Liebe und tiefster Verbundenheit, die so zuckrig aus des Bruders Mund troffen, mehr Verständnis aufgebracht, wenn es mir besser gegangen wäre. Vielleicht hätte ich sogar lächeln können, als er, fast leidenschaftlich, von der Befreiung aus der irdischen Kerkerhaft sprach, der Sprengung der Fesseln des Körpers, von der Ausweitung des Ich ins Unendliche und der Gesundung im Bad der Glückseligkeit, ja schließlich sogar von einem neuen Weltenzeitalter, das bald anbrechen werde, wenn die Lehre der Gemeinschaft überall praktiziert werde. Doch mir war durchaus nicht zum Lächeln zumute. Ich fühlte mich so schwach und elend, so gequält, daß ich trotz aller Anstrengungen nicht gegen die Tränen ankämpfen konnte. Wie lange sollte das noch so gehen, wie lange sollten wir noch mit Botschaften überschüttet werden? Hinzu kam, daß ich darunter litt, Michael vielleicht zu belasten, der mich immer wieder verzweifelt anblickte. Endlich ging es auf das Ende zu, der Film über Premananda wurde vorgeführt. Immer wieder sein verzücktes Gesicht, wallende Gewänder, Blumengirlanden, Sonnenuntergänge, verehrende Jünger, dazu die Untermalung durch süße Musik. Ich bemühte mich, unvoreingenommen zu sein, aber ich spürte nichts von seiner Ausstrahlung. Selig war ich nur, als endlich, endlich, nach einem rührseligen Abschiedswort Bruder Krishnanandas, die Gesellschaft aufgelöst wurde.

Michael und ich stürzten hinaus ins Freie, in den Regen, in den Wind, der uns wohltuend umwehte. Wir umarmten uns, klammerten uns fest aneinander, schluchzten. Zuerst hielt ich seine Tränen für den Ausdruck seines Mitleids mit mir gequälter Kreatur; ich empfand Erleichterung, daß er mir meine störende Anwesenheit, die doch vielleicht seine „Schwingungen“ beeinträchtigt

hatte, nicht übelnahm. Aber dann brach es aus ihm heraus; etwas ganz anderes als mein Leid ergriff, ja erschütterte ihn. Alles, ja „richtig alles!“ habe ihn abgestoßen: die abgeschmackten Farben, die Bücher und Heftchen, die sentimentale Musik; ja sogar den Film habe er widerlich süßlich gefunden. Michael war entsetzt über sich selbst. Er konnte nicht begreifen, daß das, was er bisher so sehr geliebt hatte, was Ziel seiner Sehnsucht gewesen war, ihn mit einem Mal, mit einem Paukenschlag, so sehr anwiderte, daß er gegen Übelkeit ankämpfen mußte.

Das Gesicht seines geliebten Guru, Premanandas, des „durch Liebe Glückseligen“, hatte ihn an einen fetten Eunuchen denken lassen, an einen bepuderten barocken Kontratenor. Wie war er bei dieser Vorstellung zurückgeschreckt. „Niemals“, sagte er mit Tränen in den Augen, „werde ich schlecht über ihn reden!“

Und dann war er im Saal diesem Mädchen begegnet, dessen glückseliges Lächeln ihn damals in Köln ins Innerste getroffen hatte. Damals war sie ihm wie eine himmlische Gestalt erschienen, auf die Erde gesandt, den Menschen Ambrosius und Nektar zu bringen. Und jetzt?

Statt Abendkleid eine grobe Strickjacke, die Lackschuhe vertauscht mit Sandalen, das prachtvolle schwarze Haar hochgesteckt, das Lächeln erstarrt zu einer Grimasse. „’ne Selbstverwirklichte, die sich für Müsli und Umweltschutz interessiert“, gab Michael verzweifelt seine Eindrücke wieder.

Was ist nur mit mir geschehen, fragte er immer wieder und schaute mich dabei hilfesuchend an. Ob es vielleicht einfach nur daran liege, daß er heute schlecht gelaunt sei?

Ich hätte triumphieren können, hatte Er doch mein Gebet, das ich so inbrünstig auf der Hinfahrt zu Ihm gesandt hatte, erhört. Doch wie erschütternd war Michaels Not, wie sehr griff es mir ans Herz, ihn, diese liebe Seele, so ins Nichts gestoßen zu sehen. Er hatte seine Heimat verloren. Wie blind rannten wir im Regen durch das Städtchen, nahmen kaum etwas wahr von

der Redoute, diesem hübschen Gartenschlößchen, vor dem wir unvermittelt standen, und saßen dann heulend im Parkcafé. Ich wußte nur, daß ich mich ihm so innig wie nie verbunden fühlte, daß ich jedoch auch zunehmend Angst bekam, welche Folgen dieser Jammer haben würde. Denn er kann sich nicht so leicht trösten wie ich, auch wenn er immer wieder, während der Rückfahrt und am Abend zu Hause, betonte, daß er nur darauf achten müsse, nicht wieder in diese gefährlich rührselige Stimmung zu geraten, in der er hilflos dieser grausamen Angst ausgeliefert sei, die er von früher nicht kenne. Er wußte wohl, daß Ablenkung das beste Mittel sei, aber er unterbrach sich beim Vorlesen der „Italienischen Reise" immer wieder, um irgend etwas loszuwerden, das ihn zu überwältigen drohte.

Die Lehre von Premananda halte er immer noch für die einzig richtige; er könne doch jetzt nicht einfach Christ werden! Ach, er wisse gar nicht mehr, woran er sich orientieren solle. Seit langem habe er eine Abneigung gegen viele der Äußerlichkeiten der „Gemeinschaft" empfunden, und jetzt habe sich die Wahrheit in ihm durchgesetzt; doch zugleich warf er sich vor, ein Verräter zu sein. Immer wieder mußte und wollte ich ihn umarmen und festhalten, meinen armen Liebling, der jetzt noch mehr in meiner Achtung gestiegen war. Denn wer ist schon so ehrlich, daß er von einer Weltanschauung, von Helden, die ihn lange begleitet haben, Abschied zu nehmen bereit ist, sobald die inzwischen gewonnenen Erkenntnisse ein Festhalten nur noch mit Selbstbetrug zulassen würden?

Ich weiß nicht, wie es weitergehen soll, kann nur beten, ihm sagen, daß er dem Herrn vertrauen soll, kann ihm nur all meine Liebe geben. Vielleicht sieht er nach dem Urlaub in Rom aus der Distanz alles gemäßigter. Mich erschreckte, als er sagte, er könne sich auf die Reise nicht mehr freuen, überhaupt habe er an Schönem keine Freude mehr.

Rom, Piazza Navona
Donnerstag, 20. September 1984

Selten habe ich einen so glücklichen Michael gesehen. In den letzten Tagen schauten wir uns so vieles an, daß das Tagebuchschreiben schon zur Qual wird. Gerade eben sagte er mir, daß es „wie ein Rausch“ sei; er ist kaum zu bremsen in seiner Begeisterung.

✶✶

VII. Teil

Es begann am 05. Oktober 1984, einem Freitag. Ausnahmsweise fuhren sie nicht mit der Schnellbahn nach Hause, sondern nahmen stattdessen den Bus. Tagsüber war die Luft drückend gewesen, und die Arbeit war ihnen schwerer als sonst gefallen. Doch jetzt, nachdem es dank eines Regenschauers angenehm abgekühlt war, wollten sie nicht mehr auf dem kürzesten Weg ihre Wohnung erreichen, sondern sich gemütlich im Autobus durch die Straßen schaukeln lassen und sich dabei Stadtteile anschauen, in denen sie sonst nur selten unterwegs waren. Die Ahorne, Linden und mächtigen Roßkastanien waren schon deutlich gelichtet; bei jedem Windstoß fiel ein leiser Regen bunter Blätter hernieder auf den immer noch feuchten Asphalt.

Die ganze Fahrt über schaute Michael aus dem Fenster; nicht die Fassaden der Häuser interessierten ihn, nicht die Menschen, sondern die Zeichen des fortschreitenden Herbstes. Er versetzte sich in die Bäume und Sträucher hinein, fühlte mit ihnen die verlangsamte Bewegung ihrer Lebenssäfte, das allmähliche Erstarren und Absterben. Und doch schien es ihm, als flamme — zum letzten Mal — ihr Leben auf, als durchflute sie vor dem Abschied eine innere Kraft und Schönheit. Sie leuchteten von innen heraus, ihre Blätter glühten in Weinrot und Goldgelb und in tausend Zwischentönen.

Kurz vor Himmelgeist fuhr der Bus an einem Stoppelfeld vorbei. Michael ließ seinen Blick über das Feld gleiten. Angesichts der Weite des Horizonts und des Schauspiels, das der Himmel bot, stieß er einen Seufzer aus. Unbewegt lagerten dort mehrere Wolkenschichten, die zum Horizont hin immer dünner und heller wurden. In der Ferne erstreckte sich ein schmaler Himmelsstreifen in zartesten Blautönen. Die Sonne wurde von dem Wolkenfeld verdeckt, doch leuchtete dessen Rand so intensiv, daß Michael fast geblendet wurde.

Es war ein stilles Bild. Auch Michael wurde von tiefer Stille erfaßt, zugleich fühlte er in sich eine selten erlebte innere Weite. Dieses Bild der Wolken über dem Acker prägte sich so machtvoll seiner Seele ein, daß er beinahe Schmerz empfand. Und dann wurden seine Gedanken ganz klar; er begann, sich von den Dingen zu lösen, von der sinnenhaften Welt, ja vom Leben. Wie aus der Ferne schaute er zurück auf sie, die nun mehr und mehr der Vergangenheit angehörten. Ein Gefühl des Abschieds stellte sich ein, des baldigen Endes, vor dem es ihm noch einmal, einen Augenblick lang, gegönnt war, das Leben in seiner ganzen Tiefe und Mächtigkeit zu erfahren. Nun war es vorbei. Er wußte es sicher.

Das Ende war kristallene Klarheit, war Ferne, war so etwas wie traurige Heiterkeit. Minutenlang klangen diese Gedanken und Gefühle in ihm nach, ehe sie allmählich abnahmen. Aber das war erst der Anfang gewesen.

Zwei Tage später, am Sonntag, hörten sie sich gegen Abend die Schallplattenaufnahme eines Klavierkonzerts von Mozart an, KV 488. Michael war gerade damit beschäftigt (während Edith an ihrem Tagebuch schrieb), einen zerbrochenen Bilderrahmen zu kleben, als der langsame Mittelsatz erklang. Er horchte auf. Eine sanfte, warme, melancholische Melodie schwebte durch den Raum, voll ergreifender dunkler Schönheit. Bei jeder Wiederholung des elegischen Themas wuchs Michaels Traurigkeit. Er empfand die Sehnsucht, die aus den zarten Tönen des Klaviers und

der Flöte zu ihm sprach, und gleichzeitig die mitklingende Unerfüllbarkeit, die Resignation. Dieses Adagio schien ihm ein unterdrückter Aufschrei der Hoffnungslosigkeit zu sein. Die Heiterkeit und Frische des Schlußsatzes konnten ihn von dem wehmütigen Ernst, der sich seiner bemächtigt hatte, nicht mehr befreien.

Als sie wenig später im Bett lagen, ergriff Michael ein Gefühl grenzenloser Einsamkeit. Eine unbekannte Macht riß ihn aus seiner Umgebung heraus und schleuderte ihn in die Leere des unendlichen Weltraums, wo er sich alleine und verlassen wiederfand. Nichts außer dem kalten Funkeln einiger weit entfernter Galaxien war zu sehen, nichts zu hören, es gab nur ihn selbst und — das Nichts. Eine grauenvolle kalte Angst durchschlich ihn. Es war schrecklich, schrecklich, dieses unendliche Entferntsein von allem. Schlimmer konnte keine Hölle sein. Dies hier war die Hölle. Er öffnete die Augen, sah das Zimmer, sah Edith neben sich im Bett, hörte ihren Atem. Aber er sah, er hörte rein äußerlich, wie eine Kamera sieht und ein Mikrofon hört: Es drang nicht in sein Inneres, es war unwirklicher als die Leere und das Nichts.

Das Grauen dauerte nur wenige Sekunden. Michael erschien es wie eine Ewigkeit.

Einige Tage darauf sah er neben seiner Schreibtischlampe einige tote Insekten liegen. Sofort stiegen in ihm die Worte auf: „Sterben wie die Fliegen“. Er zuckte zusammen, Todesangst durchfuhr ihn. Er dachte zurück an jenen Freitag vor einer Woche, an seine herbstliche „Vorahnung“. Jetzt ließ ihn die Angst nicht mehr los. Wochenlang trug er sie mit sich herum, ohne sich Edith anzuvertrauen. Er wollte sie mit seinen eigenen Sorgen nicht noch zusätzlich belasten, zumal es ihr gerade jetzt gesundheitlich besonders schlecht ging. Immer wieder bemühte er sich rührend, sie zu trösten und aufzurichten, doch verzweifelte er fast, als er feststellen mußte, daß ihm dies nicht so recht gelang, da seine eigene Niedergeschlagenheit wenig geeignet war, Edith aufzumuntern. Sie wiederum führte seinen Ernst und sein

verkrampftes Bemühen, fröhlich zu wirken und ein Lächeln aufzusetzen, wobei nur Grimassen herauskamen, auf seine schlechte Laune zurück. Da dieser Herbst sehr insektenreich war, fiel sein Blick täglich auf „tote Fliegen“; jedesmal drängte sich ihm dann die Vorstellung eines „Verlöschens im Nichts“ auf. Hilflos schleppte er seine Angst mit sich herum, und so sehr er auch nachdachte und nach so etwas wie einer inneren Gewißheit für ein ewiges Leben suchte, es gelang ihm nicht, sich von der Last des Nichts zu befreien. Tapfer bemühte er sich weiterhin um Edith und suchte ihr Erleichterung zu schaffen, wie auch sie sich bemühte, seine Aufmerksamkeit auf die Schönheiten dieser Welt zu lenken. Oftmals dachte er wehmütig an vergangene glückliche Tage, an Spaziergänge durch den Park oder durch die Urdenbacher Kämpe, an Puddingschlürfen in Ediths Jugendzimmer, an Ausflugsfahrten nach Köln oder Münster oder Aachen. Dann wiederum kamen ihm Erinnerungen an seine Kindheit.

Mehr als einmal hatte er damals dem Tod ins Auge zu sehen gemeint. Einmal hatte er als kleines Kind hohes Fieber gehabt; er war überzeugt gewesen, sterben zu müssen, und — er hatte sich mit dem Unvermeidlichen abgefunden. Als Neunjähriger hatte er schreckliche Angst vor der Operation seiner Hüfte, zumal sich ein Mitpatient ein Vergnügen daraus machte, ihm Schauermärchen über immense Blutverluste zu erzählen. Er sah sein Ende gekommen. Mit Grauen erinnerte er sich noch lange danach an den Verlust seines Bewußtseins in der Narkose (und erfuhr später erstaunt von seinem Schwiegervater, daß für diesen die Narkose — erforderlich wegen einer Granatsplitteroperation — ein angenehmes Erlebnis gewesen war). Monatelang noch hatte Michael Angst vor dem Zubettgehen und dem Einschlafen, denn vielleicht würde er niemals wieder erwachen.

Gegen Ende November schaute er während eines Abendspaziergangs zum klaren Sternenhimmel auf. Edith wunderte sich zwar ein wenig, daß er einfach wortlos stehenblieb, nahm es

aber geduldig hin. Schließlich war sie schon an so manche seiner Eigenheiten gewöhnt. Verwundert sah sie jetzt auch, daß er lächelte. Was sie nicht wußte: Dieses stille Bild des funkelnden Himmels senkte sich in seine Seele, er fühlte sich gehoben, spürte beim Anblick des unermeßlichen Raums eine Macht, die jeder ihm bekannten überlegen und ihm zugleich doch auch zutiefst vertraut war, ein großes ruhiges Gesetz, das das All durchflutet und auch die Erde trägt, auf der Tag in Nacht, Nacht in Tag sich wandelt und Trauer und Freude miteinander abwechseln. In diesem Augenblick löste sich in ihm etwas, und er wurde befreit von dem Leid der vergangenen Monate. Er wandte seine Augen, die ein wenig feucht waren, zu Edith, fiel ihr in die Arme und lachte. Lange hielten sie sich umschlungen.

*

Der Blick aus dem Fenster auf das kleine Gewässer mit der steinernen Brücke: Dies war seine erste Erinnerung, als er am nächsten Morgen aufwachte. Ob dieses Glück jemals wiederkäme? Wohl nicht, zu tief war die Wandlung gewesen, die sich an diesem Tag des Abschieds und des Neubeginns in ihm vollzogen hatte, als daß dieselbe Freude sich noch einmal würde einstellen können. Aber vielleicht irgendwann einmal eine andere, neue, ungeahnte?

Unwillkürlich mußte er lächeln, als ihm klar wurde, daß es nicht ein Ozean war, der ihn glücklich gemacht hatte, sondern ein winziger Teich.

Dabei hatte der gestrige Samstag alles andere als erfreulich begonnen. Mochte es nun mit dem wechselhaften Wetter zusammenhängen — die schweren Wolken der frühen Morgenstunden waren glänzender Himmelsbläue gewichen, die gegen Nachmittag eintrübte und schließlich hinter einem zartweißen Wolkenschleier verschwand — oder womit auch immer: Michael

war übelst gelaunt. Für ihn selbst stand fest, woran es lag: am Wetter natürlich (das sich hierfür anbietet, ja geradezu aufdrängt, denn irgendein Wetter ist schließlich immer, und selbst wenn bei gleichbleibendem Wetter die Stimmung schwankt, so können immer noch „unsichtbare atmosphärische Störungen" als Schuldige angeklagt werden).

Dabei war es doch in den letzten Wochen und Monaten verhältnismäßig gut gegangen. Unbefangenen Beobachtern boten die beiden das Bild eines nicht gerade unglücklichen Paares. Edith war keineswegs gesundet, ihr ging es körperlich schlechter als noch vor wenigen Jahren, und sie litt sehr darunter. Aber Michael war jetzt da. Er schaute, von Ausnahmen abgesehen, nicht mehr auf seinen Nabel, auch nicht auf den Boden vor seinen Füßen, sondern hatte den Kopf gehoben, wodurch seine Frau deutlicher in sein Blickfeld trat. Und Edith blühte, trotz aller ihrer Beschwerden, unter seiner liebenden Obhut auf, sie wurde weiblicher, weicher, die frühere Härte ihres Gesichts wich — wenn auch bei Gelegenheit Strenge und sogar Verbitterung wiederkehren konnten — einem wohlwollenden und freundlichen Ausdruck, und viel häufiger als früher hörte man sie ausgelassen lachen.

Michael wiederum hatte seine Steifheit verloren, und weder ein Bleikopf noch ein Gummikopf trieben ihn mehr an den Rand der Verzweiflung. Er dachte nicht mehr daran, daß solche Beschwerden ihn einst davon abgehalten hatten, den „Sinn des Lebens" zu finden.

„Doch, doch, wir gehen doch! Ja, ja, und nochmals ja!" bestimmte er jetzt, da Edith Zweifel angemeldet hatte, ob es „unter diesen Umständen" denn empfehlenswert sei …

Als sie schweigend durchs „Dorf" gingen, fing es zu regnen an. Nur widerwillig spannte er den Regenschirm auf, mit einer Miene, die etwa besagen konnte: „Na, hab' ich's nicht vorausgesehen? Es ist eben ein beschissener Tag heute." Am liebsten wäre er umgekehrt, denn „was soll das schon werden?" Dann

aber besann er sich darauf, daß er es gewesen war, der auf der Teilnahme bestanden hatte. Also hin und durch!

Auch Edith war nach allem anderen als nach Festlichkeiten zumute, aber sie sagte nichts, weil sie wußte, wie ausfallend und verletzend er werden konnte, wenn er sich in solcher Stimmungslage angegriffen fühlte, und weil sie ihm andererseits ansah, wie sehr er selbst litt und mit sich rang.

In der Schloßweiherkurve war der Bürgersteig übersät von den weißen Blütenblättern der Roßkastanien, die in der Regenfeuchte mattseidig schimmerten. Sie überquerten die Straße und gingen über den knirschenden Kies auf das Hauptgebäude des Schlosses zu, das sich klar abhob von dem wuchernden Grün des Parks und dem trüben Himmel. Der Bau hatte etwas Zartes und Reines. Höheren Gefilden gehörten wohl die Putten an, die nackten Engelsknaben, die den Wappengiebel bevölkerten und sich auf dem Dach tummelten. Durch und durch irdisch hingegen schienen die Menschen zu sein, die, im Schutz ihrer Schirme, dem Schloß zustrebten, darunter, mehr oder weniger festlich gekleidet, nicht wenige Honoritäten. Die Wandelkonzerte, die alljährlich im späten Frühling für die Dauer einer Woche stattfanden, waren nun einmal auch ein gesellschaftliches Ereignis.

Durch eine der hohen weißen Türen betraten die Besucher das Gebäude. Wieviele von ihnen mochten wohl zur Uhr über dem Wappengiebel hinaufgeschaut haben, deren Zeiger schon seit langem stillstanden, so daß sie gleichzeitig an die vergängliche Zeit und an die Ewigkeit gemahnte? Unbeschwert durch solche Gedanken, gab man in der Garderobe Schirm und Mantel ab, um im Vestibül den eigentlichen Beginn der Festlichkeiten zu erwarten.

Dieses Warten nun gestaltete sich alles andere als still-beschaulich: Ein furchterregendes Gedrängel herrschte dort, und nur mit Fortunas Hilfe gelang es Michael und Edith, zwei soeben freigewordene Stühle an der Wand in Besitz zu nehmen und vom Rande her dem Treiben zuzusehen.

Michael ärgerte sich über die Festgesellschaft. Das Ganze habe etwas von einer Abiturienten-Abschlußfeier: Man gebe sich lässig mit dem Weinglas in der Hand. Zu seinem Erstaunen machte auch Edith sich, statt ihm zu widersprechen, über die Gäste lustig: Es sei doch immerhin gekonnt, wie so manche Dame, geschmückt und kräftig parfümiert, mit großem Geschick ihre Häßlichkeit zur Schau stelle, nicht wahr? Wieviel Selbstlosigkeit und Aufopferung.

Einige wenige Gäste freilich bevorzugten eine andere Art der Selbstdarstellung, die zwar ebenfalls von Small Talk und Lässigkeit begleitet wurde, sich vor allem aber in Nachlässigkeit gefiel, deren charakteristische Merkmale Jeans und Joggingschuhe waren.

Während Edith die Toilette im Untergeschoß aufsuchte, schaute Michael, dessen Laune sich ein wenig gebessert hatte und der sich der Wirkung des Ortes und dem Fluidum der aufgeregten Menge nicht entziehen konnte, sich im Vestibül um. Ein vornehmer Raum, ja; feierlich und doch zurückhaltend, ohne Überschwang in seiner Pracht; „richtig" schön und doch ein wenig kühl und streng. Wegen der ausgelegten Teppiche war von dem vielfarbig geäderten Marmorfußboden nur wenig zu sehen. In diesem unteren Bereich des Raums tummelten sich gegenwärtig ohnehin unzählige Beinpaare, die nicht nur den Blick versperrten, sondern ihn auch auf sich zogen, vor allem natürlich die Frauenbeine.

Michael stand auf. Oberhalb der bewegten Köpfe ließ er seine Augen auf den rosa umrahmten Wandfeldern mit ihren Stuckreliefs ruhen. Erde und Wasser, Feuer und Luft, die hier so anschaulich durch Getreide und durch ein Segelschiff, durch Rauch und windblasende Nackedeis dargestellt wurden, dabei so verdichtet und inhaltsreich wie ein Sinnspruch, ein Poem, sie veranlaßten ihn zu der erstaunten Feststellung, wie sehr doch die so hochgezüchteten und überfeinerten Adeligen des 18. Jahrhunderts noch mit der Natur verbunden gewesen sein mußten, wieviel näher sie

ihr vielleicht gestanden hatten als wir Menschen des Computer- und Kunststoffzeitalters. Was heißt hier eigentlich Natur? fragte er sich, als er sich weiter umblickte und immer mehr Sinnbilder entdeckte, den Kosmos meine ich, das Leben! Kräfte, Rhythmen, Kommen und Gehen!

Als Edith zurückkehrte, hatten seine Augen bereits die höchsten Regionen erreicht, sie fuhren soeben die Schleifen der Dekkenrosette nach.

„So viele bekannte Gesichter“, sagte sie. Sie waren im Begriff, sich einen Weg durch die Menge zu bahnen, um zum Getränkebüfett zu gelangen. „Eben begegnete mir Schulrektor Kröllermann mitsamt Tochter und Gemahlin. — Und da, unter dem Lüster, der mit der Glatze — nein, nicht der Lange, der Dicke weiter rechts: das ist der Vater einer Klassenkameradin, Dr. Hasenrahm, erfolgreicher Rechtsanwalt und Kunstsammler.“

An diesem Abend machte sie ihn noch auf weitere mehr oder weniger illustre Persönlichkeiten aufmerksam (wobei sie behauptete, die meisten von ihnen habe sie ihm, da sei sie sich sicher, schon mindestens einmal gezeigt): etwa auf Frau Sichelschmidt, die Mutter der im Düsseldorfer Süden häufig auftretenden Sopranistin (letztere habe sie beide sogar schon mehrmals bei Einkäufen im Dorf gegrüßt); auf Frau Ammenwerth, Inhaberin einer Musikalienhandlung (sie soll das vorletzte Kinderfest in Benrath organisiert haben); und schließlich auf Herrn Hollerschwandtner, Apotheker und Heimatschriftsteller.

Endlich öffneten sich die Flügel, man sah über die Köpfe hinweg kaum mehr als hellen Lichterglanz im Saal dahinter, und dann kam das große Gedränge, die Menge staute sich, und, alles andere als wandelnd, wurde man in den Festsaal gedrückt und geschoben.

Rechts und links der Flügeltür standen, in Gewändern ihrer Zeit und in Perücken, Mozart und Salieri persönlich, die beiden konkurrierenden Komponisten, denen diese Konzertreihe gewidmet

war. Gehorsam und unbewegt nahmen sie den ihnen von einer höheren Macht zugewiesenen Platz ein, wie Lakaien, und nur ein gelegentliches herablassendes Lächeln verriet, daß sie die Fähigkeit der Gäste, ihre Musik angemessen zu würdigen, wohl recht gering einschätzten.

Noch bevor Edith und Michael den Kuppelsaal betraten, drang von innen Musik aus dem „Don Giovanni“ an ihre Ohren. Sie liebten diese Musik. Eine ältere Dame, die hinter ihnen den Saal betrat, rief ihrer Nachbarin zu: „Ja, dat hör ich so richtich jern!“

Ein Kranz von acht strahlenden und funkelnden Kristallüstern erhellte den runden Marmorsaal, in dessen Mitte sich das kleine Orchester plaziert hatte, das jetzt von den Besuchern umdrängt wurde. In den Fenstern leuchtete der Abendhimmel, der sich, obwohl immer noch ein leichter Regen fiel, inzwischen aufgehellt hatte. Mit dem Ende des Stückes, das begeisterten Beifall fand, sollte leider auch die allgemeine Harmonie für kurze Zeit gestört werden. Nachdem Dr. Denkkluth die Arie Paminas aus der „Zauberflöte“ angekündigt hatte, entlockten die Symphoniker, die eben noch so mitreißend gespielt hatten, ihren Instrumenten nur müde Klänge, die so gerade noch das Gleichgewicht hielten, und als Sängerin trat anstelle einer zarten, gleichsam feenhaften Jungfrauengestalt eine weit überdurchschnittlich proportionierte reifere Dame auf, die mit zwar angenehmer, aber viel zu mächtiger Stimme das Klagelied in den Raum donnerte.

Dr. Denkkluth also war in den Kreis getreten, Initiator der Konzerte und Conférencier des heutigen Abends, ein hochgewachsener Mann, der, wenn auch nicht mehr der Jüngste, mit seinem weltmännischen Auftreten, seinem feinen Charme, seiner witzigen und geistreichen Redeweise sicherlich so manches weibliche Herz verwirren konnte. Er begrüßte die Anwesenden, als wären sie seine persönlichen Gäste, die zu empfangen ihm große Freude bereitete, führte sie mit ein paar galanten Worten in die Welt Mozarts und seines Gegenspielers ein und versprach

dann, die bevorstehenden Musikstücke im einzelnen noch anzukündigen und näher zu erläutern. Dabei setzte er beim Publikum ganz selbstverständlich ein Wissen voraus, das wohl die wenigsten besaßen. Seine Worte klangen jedoch alles andere als trocken; Dr. Denkkluth schien lässig im Freundeskreis zu plaudern. Dennoch trennte ihn die ganze Zeit über eine unsichtbare Mauer vom Publikum, die von keiner Seite durchbrochen wurde; er wußte, wer er war, und konnte es sich daher leisten, seine Überlegenheit nicht zu betonen.

Nachdem die Gäste die Arie über sich hatten ergehen lassen, erfuhren sie, daß sie nun endlich mit dem Wandeln beginnen durften. In den Räumen östlich und westlich des zentral gelegenen Kuppelsaals nämlich, den Gartensälen und den Schlafzimmern der Kurfürstin und des Kurfürsten, sollte sich gleichzeitig Musikalisches ereignen, ein Flötenquintett auf der einen, Variationen für Klavier auf der anderen Seite erklingen, und jedermann stünde es frei, nach Belieben nunmehr hierhin und dorthin zu wandeln, lässig sich in den Prunkräumen zu ergehen und dabei mit dem Ohr die Schönheit der Musik, mit dem Auge die der Raumausstattung genießend in sich aufzunehmen.

Kaum hatte Dr. Denkkluth die letzten Worte gesprochen, hörte man auch schon, durch das beginnende Gemurmel hindurch, aus der Ferne heranschwebende Klänge.

Und man begann zu wandeln.

Diesmal bildete die Menschenmenge zwei Trauben statt einer, gen Osten und gen Westen. Einige waren noch unentschieden und irrten ziellos durch den Saal. Ungerührt beobachteten Mozart und Salieri das Treiben, sie standen da mit einer Gelassenheit, die keine Zeit und folglich keine Eile kannte.

Michael und Edith beschlossen, erst einmal zu warten. Sollten die anderen doch drängeln und hasten: Sie selbst waren sicherlich nicht hier, um rastlos zu raffen. Durch eine der Fenstertüren schauten sie hinaus in den menschenleeren, regenverhangenen

Park. Die Steingötter wandten ihnen den Rücken zu. Michael folgte mit seinem Blick den Stufen der Freitreppe; hinter den Götterbildern schimmerten die violettblühenden Rhododendronbüsche. Ein wenig tiefer lag der stille Spiegelweiher, eingebettet in seinen Wiesenrahmen, und keine Prozessionen lustwandelten zu seinen Seiten, kein Auf und Ab belebte ihn, kein ewiger Kreislauf. Erhöht stand das Schloß über dem Park und schaute auf ihn hinab: als sein Herr, und doch zugleich voll Sehnsucht, voll Bereitschaft, sich ihm zu öffnen und ihn hereinzulassen. Diese Zwitterwesen von Fenstertüren konnten ihn ausschließen, das Außen vom Innen trennen, zugleich waren sie Durchgänge. Von überall her liefen die Alleen, die Wege auf das Schloß zu, andererseits folgte der Blick ihnen von hier in die Tiefen des Parks hinein; Treppen und Terrassen bildeten die Grenzen von Haus und Gärten und überspielten sie zugleich. Nicht getrennt, nicht unabhängig voneinander lebten Schloß und Park: Sie waren eins aufs andere angewiesen.

Während Michael so seinen Gedenken nachhing und auch Edith sich dem melancholischen und zugleich tröstlichen Anblick hingab, leerte sich der Kuppelsaal mehr und mehr, bis nur noch die Musiker, die sich auf ihr nächstes Stück vorbereiteten, und die beiden hier waren.

Jetzt wollten auch sie wandeln. Schade, daß überall Teppiche ausgelegt waren. Jahre zuvor, bei ihrem ersten gemeinsamen Schloßbesuch (es war an ihrem Verlobungstag gewesen), mußten (oder durften) sie in große, kahnartige Filzpantoffeln steigen und mit ihnen dann über den kostbaren Parkettfußboden gleiten, über vieleckige Sterne und Rosetten und fantastische Blüten, über faszinierende Muster, die von Zimmer zu Zimmer sich änderten und neue Perspektiven nach unten öffneten. Es war nicht einfach, auf den spiegelblanken Flächen das Gleichgewicht zu halten, und so schoben sie damals, mit den Armen in der Luft rudernd, vorsichtig durch die Säle.

Als sie nun Hand in Hand wandelten, von Raum zu Raum, von Musik zu Musik, überkam Michael das Gefühl zu leben, aufzuleben, ein Gefühl, das ihn derart intensiv vielleicht noch nie zuvor ergriffen hatte. Es war ein Leichtsein, ein Schweben, zugleich war er ganz anwesend. Vor allem aber: Er fühlte, er war da, es gab ihn, er existierte! Und er wußte: Das ist gut so!

Auch die anderen Gäste waren seltsam verwandelt: Aus den Geschäftsleuten, Ärzten, Rechtsanwälten, aus Damen der Gesellschaft, aus den Erwachsenen waren staunende Kinder geworden, die sich wieder freuen konnten wie früher, als die ganzen Zwecke und Notwendigkeiten, als Ansehen und Besitzzwang und Eitelkeit noch nicht das Staunenkönnen und die Begeisterungsfähigkeit erstickt hatten. Wirklich, man wandelte verwandelt durch das Schloß, man traumwandelte, oder richtiger: man wachwandelte. Alles fügte sich zusammen: die Zwanglosigkeit, die erstklassigen Darbietungen, die Faszination, die die Künstler auf das gebannt zuhörende Publikum ausübten, die Räume, in denen das Grün des Parks, das durch die hohen Fenster hereinschimmerte, ein eigenartiges Unterwasserlicht hervorzauberte. Es war gesteigerte Wirklichkeit, die in krassem Gegensatz zu den vielen erbärmlichen Leerläufen des Alltags stand. Mancher harte Mann hatte die Hand verträumt ans Kinn gelegt und lauschte versunken der Musik, manche Dame gab sich bedingungslos der Magie der Sinnlichkeit hin. Michaels Verliebtheit in Edith, die im Laufe der Jahre eher zugenommen hatte, erhielt einen Adrenalinstoß; wenn er zufällig ihren nackten Arm berührte, wenn er das Heben und Senken ihrer zarten Brüste unter der leichten Sommerbluse sah, schlug sein Herz ihm bis zum Hals.

Er war schönheitstrunken. Allein schon der Anblick des wenige Schritte vor ihm spielenden Orchesters mit dem Bassisten, dessen verzückter Gesichtsausdruck etwas Genialisches hatte, würde genügt haben, ihn in Bann zu schlagen. Dazu dann diese Räumlichkeiten: duftig und heiter, delikat und graziös, in

schwingenden Formen und zärtlichen schmelzenden Farben. Spiegel, die die Illusion unendlicher Raumfluchten erweckten und die Gärten in die Zimmer holten, geblümte Seidentapeten, luftige Deckengemälde, geschweifte Prunkmöbel. Und immer wieder die Natur, mit Blütengirlanden, Rosenketten und Fruchtkörben, mit Muscheln und Vögeln, Schafzucht und Jagd; Feier des ewigen Frühlings. Hier verband sich das Natürliche mit der Kunst, wie ja auch Park und Schloß, „Natur“ und Architektur, miteinander verschmolzen und eine Einheit bildeten. Ja, das Schloß, obwohl an seinem Rande gelegen, war die eigentliche Mitte des Parks, seine Seele, sein Herz. Es war seine Rechtfertigung. Ohne Schloß wäre der Park hübsch gewesen, nichts weiter. Und ohne Park das Schloß wie ein König ohne Königreich.

In den Gemächern des Kurfürsten geriet ihr Wandeln ins Stocken. Sie blieben stehen und lauschten. Zwei junge Männer spielten im warmen Schein einer Stehlampe eine Violinsonate Mozarts. Ein herbes, sprödes Stück voll wehmütiger Schönheit und herbstlicher Trauer. Zugleich enthielt es ein Wissen darum, daß alles Leid, aller Schmerz, die doch nun einmal zum Leben gehören, auch und gerade zu einem geglückten Leben, aufgehoben sind in höheren Sphären. Mit einem Mal begriff Michael. „So also ist das.“ Er begriff, was Mozart wirklich bedeutet. Was das Schloß bedeutet. Was Schönheit und Trauer bedeuten. Er war durchgebrochen, heute, an diesem Abend. Von der Theorie zur Wirklichkeit. „So also ist das. Das also ist es, was man ‚Kultur‘ nennt. Kultur, das ist Leben.“ Er erkannte, daß all sein Wollen, sein Bemühen um „Bildung“ nicht genügt hatte, um durchzubrechen, „richtig“ durchzubrechen. Und jetzt, ohne sein Zutun, wurde es ihm geschenkt. Einfach so! Wie ihm auch vorher schon so vieles andere geschenkt worden war. Die Liebe zwischen Edith und ihm. Der Schritt vom Traum zur Wirklichkeit. Und nicht zuletzt war sein Nachen, mit dem er über den Ozean der Seligkeit gefahren war, an den Strand getrieben worden; jetzt

hatte er nicht mehr das unendliche Meer unter seinen Füßen — das letztlich nichts anderes war als sein Ego-Tümpel, den seine Wünsche ins Maßlose geweitet hatten —, sondern den Boden unserer Erde; und er blickte jetzt nicht mehr in wässrige Tiefen, sondern um sich herum und nach oben. Doch erkannte er auch, daß dieses Oben, dieser Obere, sich nicht nur in der Welt um ihn spiegelte, sondern auch in seinem Verstand und seinem Herzen.

Michael schaute aus dem Fenster. Der Englische Garten: Wie oft waren sie in den letzten Jahren seine gewundenen Wege entlangspaziert, wie oft hatte er ihren Kummer und ihre Freude miterlebt. Ein Gefühl des Abschieds stieg in ihm auf. Abschied von der „Natur“. Abschied vom Park. Der Park hatte sich geändert, wie auch er selbst ein anderer geworden war. Abschied und Neubeginn. Es kann sehr schmerzen, aber es muß sein. Zwischen Park und Schloß liegen Stufen. Man muß das Grün hinter sich lassen und die Stufen ersteigen. Dann gewinnt man auch den Park neu.

Sein Blick fiel auf den kleinen Seerosenteich und auf die geschwungene steinerne Brücke, die ihn überspannte. Unter dem Brückenbogen war ein kleiner Raum, wo der Regen nicht das Wasser aufrauhte. Für wenige Augenblicke vergaß Michael sich selbst und sah nur den winzigen, geschützten Raum, er sah seine Stille, seinen Frieden, seine Geborgenheit. Dann fand er sich wieder, mit dem Bewußtsein, ein unendliches Glück genossen zu haben.

***